

Was da kriecht und fliegt

Ein Tierbuch

von

Hermann Löns

Vollständige Ausgabe

Gebrüder Paetel Verlag · Berlin

Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Hermann Paetel Verlag, G. m. b. H.
Berlin 1924

Druck der Spamer A.-G. in Leipzig

Hermann Löns zum Gedächtnis

Hermann Löns verdankt seinen Schriftstellerruhm in erster Linie seinen Naturschilderungen, insbesondere in seinen Tiergeschichten. Durch seine Romane und namentlich durch seine volkstümlichen Lieder hat er ihn dann erweitert und gefestigt. Viele haben ihm in seinen lebensvollen Erzählungen aus dem Tierreich nachgestrebt, keiner hat ihn bisher erreicht. Um so schmerzlicher, daß auch ihn der Krieg dahingerafft hat! Er zählte nicht zu den innerlich glücklichen Menschen; seine Freunde haben den Eindruck, daß ihm der Tod ersehnt kam. Die Einsamkeit scheint für ihn Segen und Fluch zugleich gewesen zu sein; die Natur mochte ihm mehr zu sagen haben als die Menschen. Dabei war er ein treuer, zuberlässiger Freund. Fernerstehenden freilich konnte er leicht verletzend und abstoßend erscheinen. Den Kameraden im Feld war er hilfreich, aufmunternd, vorbildlich. Seine Kaltblütigkeit erregte Bewunderung. Mitten im wütendsten Trommelfeuer hielt er seinen Nachbarn einen Vortrag über die Schönheit der plattdeutschen Sprache. Da schlug in der Nähe mit Getöse eine Granate ein. Löns sah sich ärgerlich um und fuhr in seinem Vortrag fort.

Sein Hauptmann hat ihn zu schonen gesucht; aber er wollte mit ins dickste Feuer. Sein letztes Wort soll gewesen sein: „Nun haben sie mich auch angebleit.“ Das war schon in den ersten Kriegswochen, vor Reims. Sein Grab fand sich auf freiem Feld bei Loivre; die Gebeine wurden ausgehoben und auf einem benachbarten Militärfriedhof beigesetzt. In seiner geliebten Heide aber, auf dem Wiegelberge, nahe dem Orte Müden an der Verhe, im Kreise Celle, ist ihm ein wuchtiger Gedenkstein gesetzt. Davon schrieb einer, der dem Dichter im Leben nahe stand, Thomas Hübbe, einst sein Leibfuchs in frohen Studententagen: „Der Löns-Stein steht fest und wurzelecht auf dem Wiegelberge; ringsumher grüßen ihn die Birken und die Buchen und die Föhren, und die dunklen Machandelbäume halten treue Wacht. Und wenn der Schwarzbod hinübersichert und Reinde den Stein umschleicht; ob Mümmelmann laufend in der Ruhle hockt oder der Baumarder im Tann das Eickfäschen jagt; ob die Rabenkrähe abstreicht, das Entenvolk klingelnd einfällt, der Buchfint lockt und der Bussard hoch am Himmel seine Kreise zieht — sie alle wissen: der war unser Freund, und auch für uns ist dieser Löns-Stein gesetzt.“

Der Name Hermann Löns wird nicht vergehen. Dazu möge auch dies Büchlein weiter beitragen!

Professor Dr. Hans Volmer

I

Das Geheimnis des Haselbusches

Da, wo die Felswand, auf der die Burgruine steht, einen breiten Absatz bildet, steht ein alter Haselbusch. Dicht verästelt ist er, und Schlehen und Weißdorn, Hundrose und Brombeere bilden um ihn ein dichtes Verhau, und über ihn erstreckt sich das Laubwerk eines krummen Lindenbaumes, der sein knorriges Wurzelwerk in die Risse der Wand getrieben hat.

Dieser alte Haselbusch birgt ein Geheimnis, von dem die vielen Leute, die die Ruine besuchen und unter der Veranda Raffe und Kuchen verzehren, keine Ahnung haben. Aber der Zaunkönig, der in dem Schlehenbusch sein Nest hat, der weiß es, das heißt, so ganz genau auch nicht, denn dafür bleibt er nicht lange genug auf.

Es hat eine ganz sonderbare Bewandnis mit diesem Haselbusch. Erstens sind seine Blütentroddeln rot, und seine Nüsse desgleichen; denn er ist ein Nachkomme jenes Strauches, den einst der Ritter aus einer Auß zog, die er aus dem Kreuzzuge mitbrachte. Das Geschlecht des Ritters ist erloschen, die Burg ist von den Bundschuhmännern gebrochen, der fremde Haselbusch aber blieb in einem Nachkommen bestehen, weil

der Eichelhäher eine der roten Nüsse in die Felsritze versteckte, aber vergaß.

Tagüber merkt man es dem Busche nicht an, daß er ein Geheimnis birgt. Dann schlüpfen da die Grassmäcken, zwitschern dort die Hänflinge, manchmal freischt auch ein Häher dort, oder der Ruckuck läutet aus ihm heraus; allerlei helle und bunte Falter und Bienen und Fliegen flattern und schwirren um die Blumen der Ukelei, des Labkrautes und der Lichtnelke, die das Felsenband blau, weiß, gelb und rot färben, und mancherlei Steinschnecken kriechen bei Regentwetter dort umher.

Wenn der Zaunkönig aber schlafen gegangen ist, daß flatternde und schwirrende Kleinvolk verschwand, große AbendSchwärmer über den betäubend riechenden Blumen des Jelängerjeliebers schweben, der die Wand umspinnt, wenn die Schatten aus dem Walde herauswachsen und über den fernen Bergen der Himmel seine Rosenröte eingebüßt hat, der letzte Drosselschlag verhallte, in der Quellschlucht die Salamander rascheln und im Walde der Rauz lacht, dann rührt sich geheimnisvolles Leben in dem alten Haselbusch; die Zweigen nicken, die Blätter zucken, hier piept es fein, dort pfeift es dünn, und bald hier, bald dort huscht etwas, so klein wie eine Maus, aber mit buschigem Schwänzchen, ein Tierchen wie ein Eichkätzchen, aber viel kleiner, so klein, daß es in einer hohlen Hand Platz hat.

Haselmäuse sind es, seltsame Buschgespensterchen, Freunde der Nacht, geheimnisvolle Wesen, die nur wenige Menschen genau kennen. Schon an ihrer gelb-

roten Farbe zeigt es sich, daß sie wehrlose Nachttiere sind. Das rote Reh, das am Tage wie eine Flamme leuchtet, wird in der späten Dämmerung zum schwarzen Busch; das gelbrote Haselmäuschen ist nachts unsichtbar wie die Apfelsine im Laube. Er war nötig, daß die Natur ihm diese Farbe gab. Es ist ein ruhiger Kletterer, der sich nicht, wie die Waldmaus, mit jähen Sprüngen retten kann, wenn Rauz oder Krähe, Fuchs oder Iltis sie haschen wollen, und das Tierchen ist so wehrlos, daß es noch nicht einmal den Versuch macht zu beißen, wenn man es greift.

Es ist immer in Angst, ewig in Sorge. Ungern wagt es sich aus dem Astgewirre und dem Blätterversteck hervor, und wenn es mit den scharfen Nagezähnen einen Käfer oder eine Raupe zerraspelt, so gehen die großen schwarzen Augen fortwährend hin und her; alle Augenblicke hält es inne und richtet die großen, breiten Ohren auf, und erst wenn es heraus hat, daß es nur ein Weinfalter war, der in den Geißblattblüten rispelte, daß dort die Zwergmaus in den Ranken der Waldbrebe raschelt und hier die Kröte im Laube watschelt, fährt es in seiner Mahlzeit fort. Aber dann duckt es sich; das Räuzchen quiekte und strich dicht über den Haselbusch hin, und dem Haselmäuschen schlägt das Herzchen; denn das Räuzchen, das ist der grimme Tod. Aber das Gulchen schwebt nach dem Dorfe hinab, und die Haselmaus kann wieder aufatmen.

Aber der gedoppelten Feldzinne hinter den Fichten kommt der Mond herauf und wirft seinen Schein

gegen die Felswand und über den Haselbusch. Das paßt der Haselmaus nicht, und vorsichtig klettert sie in den Schlehenbusch hinein, ihren guten Freund, der mit tausend harten, starken Dornen für sie eintritt, wenn Eule oder Iltis ihr zu Leibe wollen. Dort findet sie Gesellschaft; denn eine kugelfunde Haselmausmutter klettert dort in dem zackigen Astwerk umher, und da, wo der Rosenbusch sich mit dem Zelängerjelieber, der Waldrebe und dem Bocksdorn verfilzt, lebt und webt es auch von Haselmäusen. Hier erquickt sich eine an einer Erdbeere, dort verspeißt eine andere einen Abendfalter, drüben turnt eine dritte eine Ranke hinauf, da macht sich die vierte über einen Tautropfen her, und munter sitzt eine auf dem knieförmig gebogenen Stamm der jungen Espe und pukt sich den langen Schnurrbart und das weiße Vorhemdchen mit den rosenroten Vorderpfötchen.

Wo die Schlehenzweige eine Brutgabel bilden, sitzt eine runde Kugel aus Grasblättern. Das ist das Nest der Haselmaus. Es sitzt auf einem guten Platze. Kein Iltis, kein Marder kann daran; denn rundherum starren die stahlfarbigen Dornen. Auch der Wind kann nicht hineinpusten; denn Efeuranke, Vorjahrslaub, Grasbüschel und Farnwedel umgeben es von allen Seiten. Das ist die Wiege der jungen Haselmäuse. Darunter ist eine Felspalte, deren Eingang Farne verdecken. Darin sitzt noch ein Nest; aber es ist keine Wiege, es ist das Winternest der Haselmaus, ein dicker Ballen von Laub, Gras und Moos.

Wenn das Buchenblatt sich vom Zweige löst, die Blumen die Köpfe hängen lassen und die Rauchschnalben zur Südländsfahrt rüsten, dann friert es die Haselmäuse. Sie entstammen milderen Gegenden, wo es keinen harten Winter gibt, der sie töten würde, wenn sein Hauch sie berührte. Beginnt der Wind kälter zu blasen, fallen die Früchte von dem Holzapfelbaum, dann baut sich die Haselmaus in einer Felsritze, in einem Baumstumpf ein weiches, warmes Lager, kriecht hinein, stopft das Schlupfloch zu, kugelt sich zusammen, legt ihr Schnäuzchen über den Bauch, drückt ihre Pfötchen vor die Augen und verfällt in einen tiefen Schlaf.

Mögen auch noch warme Tage kommen, sie merkt davon nichts; ihre Blutwärme ist gesunken, ihr Puls rührt sich kaum, ihr Herz steht fast still, und ihr Atem ist schwach und dünn. Sie schläft und schläft und schläft und zehrt von dem Speck, den sie sich mit süßen Haselnüssen, fetten Bucheckern, Lindenfrüchtchen, Beeren und Obst anmästete, sie schläft noch, wenn schon die Märzdroffel vom Fichtenwipfel in das Tal hinabsingt, und wenn die Windröschen und Leberblümchen ihre weißen und blauen Sterne über dem Fallaub leuchten lassen, schläft sie immer noch.

Erst dann, wenn das Buchenlaub sich breitet, wenn keine kalten Nächte mehr kommen, die Meisen füttern und die Finken brüten, dann wacht sie auf, reibt sich den Schlaf aus den Augen, und von neuem beginnt im Haselbusch ihr geheimnisvolles Treiben.

II

Das blaue Wunder

Als die Schneeschmelze in den hohen Lagen des Gebirges einsetzte, bekam der Bach einen Anfall von Größenwahn.

Wie verrückt tobte er talwärts, schubste beiseite, was ihm in die Quere kam, spülte den Fjorellenlaich auf das Ufer, riß Brücken um, warf Geröll auf die Wiesen, untergrub die Böschungen und überflutete die Straßen.

Plötzlich aber kam er wieder zur Vernunft und wurde wieder so klein wie vorher. Da reckte der Huflattich seine goldenen Sterne aus dem Uferschotter, die Pestwurz ließ ihre grauroten Blumentrauben über Nacht aus der Erde schießen, die Traubentirsche grünte auf, und der Seidelbast schimmerte in rosiger Pracht.

Nun stellte sich die lustige Wasseramsel, die vor dem Getobe des Baches geflohen war, wieder ein, machte auf dem großen Steine, der mitten im Bache lag, einen Knick nach dem anderen, sang ihr Liedchen und stürzte sich in das Wasser, um ein Schnecken oder eine Larve zu fischen, und die zierliche Bergbachstelze trippelte über den Schotter und fing eine Mücke nach der anderen.

Und eines Tages war der dritte im Bunde da. An der steilen, unterwaschenen Böschung stand ein uralter Wildrosenbusch, dessen zolldicke Zweige im Bogen über den Bach hingen. Auf einer purpurroten, von gelben Stacheln bunt getigerten Rute saß etwas; etwas Kleines, Feines, Seltsames, Wunderbares, Märchenhaftes saß da mitten in der blanken Sonne, blißblau, donnergrün und feuerrot leuchtend und wie ein Kleinod schimmernd.

Jetzt stürzte es sich kopfüber in das Wasser, daß es spritzte, tauchte wieder auf, streute einen Sprühregen auf den Kolk, schwang sich auf einen Felsblock, richtete den Schnabel empor und schluckte die Libellenlarve, die es sich herausgetaucht hatte, hinab, und bei jeder Bewegung leuchtete und schimmerte aus den Wellen sein Spiegelbild in allen Farben.

Etwas Schöneres gibt es weit und breit nicht als den kleinen Waldfischer, den Eisvogel. Seine Farben sind nicht von dieser Welt; sie entstammen den Ländern, wo Planen an Palmen emporkriechen und von den Ästen der Urwaldbäume wunderbare Orchideen ihre Zauberblüten herabhängen lassen. Der einzige seiner Gattung ist es, der im Norden heimisch ist; seine ganze Verwandtschaft lebt in den wärmeren Strichen der Erde.

Man braucht ihn nur anzusehen, um das zu wissen. Dunkelgrün ist der Kopf, mit lichten blauen Fleckchen reizend geschmückt, und ebenso sind die Fittiche. Atlasweiß ist die Kehle, rostrot Augenstrich und Unterleib.

Aber das Herrlichste ist der Rücken. Der gleißt in einem Blau, so leuchtend, so strahlend, wie es kaum ein Edelstein aufweist. Jetzt, wo der kleine Kerl sich umdreht, um nach der anderen Richtung zu spähen, ist es, als wenn ein himmelblauer Blitz aufloht.

Ein scharfer Schrei, ein durchdringendes „ziit, tit“, erklingt unten am Bache, ein Ruf, wie geschaffen, das Poltern der Flut und das Brausen des Windes zu übertönen. Ein himmelblauer Pfeil mit goldgrüner Spitze kommt dicht über den Bach geflogen und bleibt in dem alten Rosenbusche an der Böschung hängen.

Es ist das Eisvogelmännchen. Blitzschnell wendet es das Köpfchen, daß die roten Augelchen nur so leuchten und die weiße Kehle wie Silber schimmert, und dann läßt es sich fallen, stößt den gellenden Schrei aus, flattert um das Weibchen herum, schreit immer gellender und umschwebt dabei fortwährend das Weibchen, funkelnd, blitzend und schimmernd in der Vormittagssonne; und das Weibchen dreht sich hin und her, wippt mit dem kurzen, lafurblauen Schwänzchen und stiebt davon mit gellendem Schrei, und hinter ihm her saust das Männchen. Zwei himmelblaue Blitze fahren über die silbernen Wellen und verschwinden. —

Es dauerte nicht lange, da erscholl in der Bucht unter den hohen Weiden wieder das laute Schrillen. Drei blaue Blitze fuhren über den Bach; ein zweites Männchen hatte sich eingefunden und machte dem ersten das Weibchen streitig. Hin und her, kreuz und

quer ging die wilde Jagd, schwenkte von einem Ufer zum anderen, verschwand, lehrte zurück und erfüllte die Luft mit Zaubergefunkel und mit spitzen Rufen.

Am anderen Tage war das überzählige Männchen fort; noch einige Tage balzte das Männchen um das Weibchen herum, aber dann wurde es still, und nur, wenn es über den Bach hinstrich, gab es seinen schrillen Schrei von sich. Sonst fischte das Weibchen hier und das Männchen da nach Larven, Schnecken und Flohkrebsschen, und wenn die jungen Ellriken sich in das freie Wasser wagten, mußten auch sie daran glauben. Die Forellenbrut war geschützt; sie steckte in dem dichten Pflanzengewirre der Uferbuchten, wo ihr der Eisvogel nichts anhaben konnte.

Eines Tages kam das Eisvogelweibchen angeflogen, sah sich scheu um und flog unter den großen Rosenbusch an dem ausgewaschenen Uferhange. Tag für Tag pickte es dort herum, bis eine armdicke, mehr als armlange Nesthöhle in das Ufer getrieben war, die am Ende etwas aufstieg und sich dort erweiterte.

Auf eine weiche Unterlage von Libellenflügeln legte dort das Weibchen seine sieben großen, kugelrunden, weißen, blanken Eier, die so durchsichtig waren, daß der Dotter durch die Schale schimmerte. Einen halben Monat brütete das Weibchen, dann aber flog das Pärchen unzählige Male den Tag zu der Nesthöhle; denn sieben nackte, strubbelköpfige Junge, die mehr wie junge Zaunigel als wie Vögel aussahen, wollten satt gemacht werden, und so mußten die Alten den

ganzen Tag tauchen und rütteln, und die Larven im Wasser und die Libellen in der Luft hatten bittere Tage. Dafür gediehen die Kleinen auch prächtig; sie wuchsen von Tag zu Tag, und als die Federn erst die Speile gesprengt hatten, sahen die Jungen bald aus wie die Alten und zeigten sich ab und zu am Ausgange des Schlupfloches, mit hungrigem Schnalzen die Alten erwartend.

Nach Wochen schwang sich erst ein Junge in die Ruten des Rosenbusches, und zwei Tage später saßen alle sieben da und gierten, wenn der Vater oder die Mutter mit Beute angestrichen kam, und lustig sah es aus, wenn die knallbunte Gesellschaft, alle auf einmal, mit den schimmernden Flügeln zitterte und die spitzen Schnäbelchen aufriß.

Aber am schönsten wurde es erst, als sie alle miteinander befliegen waren und den Eltern folgen konnten. Dann saß hier das Männchen auf einem Pfahl, da das Weibchen auf einem über dem Wasser hängenden Zweige, und rundumher auf Ästen, Ranken und Felsblöcken saß die Rinderschar. Sobald eins der Alten untertauchte, flatterten die Jungen nach der Stelle hin und warteten, bis es wieder herauskam, und dann ging ein Gebettel los, lustig und prächtig zugleich anzusehen, besonders wenn die Sonne recht schön schien, so daß die Eisvögel sich in der dunkelgrünen, silbern blitzenden Flut spiegelten. Dann war ein Leuchten und Funkeln über und im Wasser, als würde eine Fee Hände voller Edelstein in den Bach.

Einige Wochen später wurde es stiller an dem Bache; die Eisvogelbrut hatte selber tauchen und fischen gelernt, und jedes Stück jagte für sich allein, denn die Alten hatten sie fortgejagt. Auch das Männchen trieb sich umher und besuchte Teiche und Tümpel, wo es von allerlei Ungeziefer wimmelte. Und so kam es auch unterhalb des Dorfes an die Zuchteiche, die der Müller für Forellen angelegt hatte, und wenn es auch meist die für die Forellenbrut so gefährlichen Larven der Schwimmkäfer und Wasserjungfern fing, ab und zu erwischte es doch eine junge Forelle, die mit Pilzen, Fischläusen oder Fadenwürmern behaftet war und deshalb hilflos auf dem Wasserspiegel schwamm. Der Teichbesitzer aber war ein Mann, der an der Stelle des Herzens ein Portemonnaie sitzen hatte, und da er in irgendeinem dummen Buche gelesen hatte, der Fischotter und der Eisvogel seien die schlimmsten Feinde der Forellenbrut, so schlug er Pfähle in den Teichen ein und band winzige Teller eisen darauf. Alle paar Tage sah er die Fallen nach und schlug die Vögel, die sich darin gefangen hatten, tot, ganz gleich, ob es Eisvögel oder Wasseramseln, Bachstelzen, Zaunkönige oder sonst etwas waren; denn was sich auf die Pfähle setzte, das, so glaubte er in seinem beschränkten Gemüte, ginge nur darauf aus, Forellen zu fangen.

Eines Abends kam das Eisvogelmännchen angestrichen und setzte sich auf den Pfahl. Die Falle schlug zu und zerschmetterte die roten Füßchen des Tier-

hens. Die ganze Nacht und den nächsten Tag hing es in der Falle und flatterte; der Müller hatte keine Zeit, die Fallen nachzusehen. Als er nach vier Tagen hinkam, hingen zwei tote und ein lebender Eisvogel dort. Der Mann löste die Tierchen heraus, drückte das lebende tot und murmelte: „Dreil Das macht seit Januar siebzehn. Im vorigen Jahre habe ich dreißig gefangen. Dieses Jahr komme ich wohl auf vierzig bis fünfzig.“

Er freute sich; denn der Ausstopfer zahlte für jedes Stück eine halbe Mark; denn sehr gesucht ist in den Schulen als Zeichenvorlage Deutschlands herrlichster Vogel, so gesucht, daß es bald ausgerottet sein wird, das blaue Wunder.

III

Die Großmutter

Zwischen der Mühle und der Brücke verengt sich das Bachbett so sehr, daß das Wasser dort wilde Stromschnellen bildet.

Zischend, brausend, klatschend und platschend wirbelt es zwischen den zerwaschenen Klippen hindurch, zerstäubt zu silbernem Gischt und stürzt sich in einen Rolk.

Dieser Rolk ist von steilwandigen Felsen eingefast, deren Spitzen aus der Flut hervorragen und miteinander kleine Wasserbecken bilden, in denen bei warmem Wetter die Groppen umherkriechen.

Herrlich dunkelgrün ist der Spiegel des Rolkes und so klar, daß man bis auf den Grund sehen kann, der aus zackigen Klippen mit vielen Löchern und Ritzen gebildet ist; nach oben hin ist der Rolk völlig von den Felsen umschlossen, am Grunde aber öffnet sich ein halbrundes Tor, in dem einige grüne Ranken langsam hin und her wedeln.

In diesem Felsentor liegt die Großmutter. So haben die Angler, die hier mit dem Spinner und der künstlichen Fliege die Fischweid auf Forellen und Äschen ausüben, die gewaltige, wohl über sechs Pfund

schwere Forelle genannt, deren fester Stand der Rolk ist. Hier liegt sie in dem Felsentore und wartet auf die Beute, die ihr der Bach vor das Maul spült. Alles muß an ihr vorbei, und so wurde sie wählerisch. Um Würmchen und Fliegen kümmert sie sich nicht; aber jede Forelle, jede Aische und jeder andere Fisch, der an ihr vorbeischwimmt, jede Maus, jeder Jungvogel, jeder Maikäfer, jeder mutende Krebs, sie alle fallen ihr zum Opfer.

Meist liegt sie verborgen in dem Felsentore, so daß kaum ihr breiter, weiß schimmernder Kopf zu sehen ist. Wenn aber die Sonne heiß auf den Rolk fällt und ihn bis zum Grunde durchleuchtet, dann kommt sie aus ihrer Räuberhöhle hervor. Langsam und feierlich schwimmt sie dann hin und her, bleibt eine Weile stehen, wendet um, und sowie eine Wolke sich vor die Sonne stellt, taucht sie wieder in ihrem Verstecke unter. Wenn ein sacher Gewitterregen auf den Bach tröpfelt, wenn alle Forellen und Aischen heißlustig nach Fliegen aufgehen und bald hier, bald da ein goldener oder silberner Bauch sichtbar wird und klatschend verschwindet, dann schwimmt sie wohl bis dicht an den Wasserspiegel, aber es fällt ihr nicht ein, nach einer von den vielen Fliegen aufzugehen, die in ganzen Wolken über dem Wasserspiegel tanzen, und selbst wenn ein dicker Käfer oder Abendfalter in den Rolk fällt, so nimmt sie ihn nicht. Sie hat ihre Gründe dazu.

Als sie noch jung und dumm war, sprang sie wie

alle anderen Forellen nach allem, was auf dem Wasserspiegel war, und nahm alles fort, was dort angeschwommen kam, und an manchen Abenden blizte ihr goldener Bauch unter dem Erlensbusche wohl hundertmal auf. Eines Tages aber ging ein Mann, der genagelte Sandalen und lange Strümpfe anhatte, am Bache entlang, eine aus vielen Gliedern zusammengesetzte Rute in der Hand, an deren Handgriff eine blihende Rolle war, von der eine Seidenschnur an der Rute entlang durch die Drahtösen bis zu ihrer Spitze lief; am Ende der Schnur war ein langer, glasheller Faden, der einer dicht vor dem Verpuppen getöteten Seidenraupe aus dem Leibe gehaspelt war, und daran hing ein winziger Haken, ganz verborgen in künstlich geordneten Federchen und Haaren, die genau so aussahen wie die Frühlingsfliegenart, die an jenem Abend über dem Bache schwirrte.

Langsam ging der Mann stromaufwärts, ab und zu stehenbleibend und mit einer kurzen, ruhigen Bewegung des Handgelenkes die Schnur so geschickt hier oder da hinwerfend, daß die künstliche Fliege an ihrem Ende so leicht wie eine wirkliche Fliege auf das Wasser fiel; sehr oft sprang dann eine Forelle nach dem tückischen Köder, und eh sie merkte, daß sie Haare und Federn zwischen den Lippen hatte, gab der Mann der Angel einen Ruck, daß der Haken in die Lippen des Fisches eindrang, faßte die Kurbel, rollte die Schnur auf und landete den Fisch, bis er ihn mit der Hand oder, wenn es ein starker Fisch war, der sich

heftig wehrte, mit dem Rätſcher erreichen konnte. Die kleinen, untermäßigen Fiſche warf er wieder in den Bach, den guten gab er mit der Ebenholzkeule den Genickfang und tat ſie in den Fiſchkorb, den er auf dem Rücken trug. Er war ein erfahrener Sportangler, der eine ausgezeichnete Leine warf und alle Kniffe der hohen Anglerei kannte. Sein Wahlſpruch hieß: „Die Forelle beißt immer, wenn am dicken Ende der Rute ein firmer Angler iſt.“

Als er ſah, daß an dem Erlenbuſche eine Forelle ſo eifrig aufging, warf er die künstliche Fliege dorthin, und ſofort hatte er Biß und ruckte an. Heftig ſchoß die Forelle hin und her, als ſie den Stich im Maule fühlte, aber unwiderſtehllich fühlte ſie ſich nach dem Ufer gezogen und in die Luft gehoben und von irgend etwas feſt umfaßt. Sie ſchlug mit dem Schwanze, aber ſie kam nicht loß. „Eine ganz nette Viertelpfündige“, ſagte der Angler und ſaßte nach der Reule, beſann ſich aber, murmelte: „Ich habe genug für das Hotel“, löſte ihr den Haken aus dem Maule mit feſtem, ſicherem Griff und ſetzte ſie in das Waſſer. Einen Augenblick ſtand ſie, betäubt vor Schreck, noch da, dann ſchoß ſie pfeilschnell nach dem Tief und fuhr unter die Wurzeln ihres Ellernbuſches. Dort blieb ſie eine ganze Stunde ſtehen. Die kleine Wunde im Oberkiefer fühlte ſie kaum mehr, aber ein dumpfes Gefühl des Grauens verließ ſie nicht. Erſt als es faſt dunkel war, ſchwamm ſie aus ihrem Loche heraus, wagte ſich aber nicht an die Oberfläche, ſondern jagte am Grunde auf Gewürm.

Die Oberfläche des Baches war ihr ſeitdem verleidet; ſie traute keiner Fliege mehr, die auf das Waſſer fiel. Der Angler verſuchte ſpaßeshalber, ſie noch einmal zu fangen, aber ſie nahm die trockene Fliege nicht, und da fiſchte er mit der naffen Fliege, indem er das Vorfach der Schnur ſamt der Fliege durch das Waſſer zog. Dreimal ſchwamm die Fliege vor dem Maule der Forelle her, beim vierten Male ſchnappte ſie zu, fühlte wieder den Stich und die fremde Kraft, die ſie nach dem Ufer zog, und war bald darauf in der Hand des Anglers. Der löſte ihr den Haken aus dem Maule und wollte ſie gerade töten, da mußte er niefen und ließ die Forelle loß. Sie fiel auf den Schotter, machte zwei Sprünge und klatschte in das Waſſer, und der Angler ſah ihr nach, lachte und ſagte: „Gute Reife!“ Sie aber ſtand hinter den langen, roſenroten, hin und her wedelnden Waſſerwurzeln des Erlenbuſches wie angenagelt und bewegte die Flossen nur ganz leiſe. Einen ganzen Tag fraß ſie nichts, dann aber fuhr ſie zwiſchen die Ellriken in der Bucht und unter die jungen Forellen und raubte, biß ſie ſatt war. Fliegen aber waren ihr für immer verleidet.

Tagsüber hielt ſie ſich meiſtens verborgen, und erſt in der Dämmerung ging ſie auf Raub aus. Sie ſchwamm dann hin und wieder und ſuchte Flohkrebſe, Würmer, Schnecken, Larven und Fiſchbrut. So wurde ſie größer und größer, und als in den Stromschnellen die alte Standforelle ſich von den Raubfiſchern in das Garn treiben ließ, nahm ſie deren Platz in dem Fel-

sentore am Grunde des Rolles ein und verjagte alle anderen Forellen, die ihr die gute Stelle streitig machen wollten. Und es war eine gute Stelle, die beste in dem Bache auf eine Meile hin. Oberhalb der Stromschnellen hingen allerlei Zweige über das Wasser, und alle Augenblicke fiel von dort etwas hinunter, Käfer, Raupen, plumpe Falter, manchmal auch ein halbflügler Vogel oder eine junge Maus. Kam ein starker Gewitterregen, dann brauchte die Forelle nur das Maul aufzumachen, soviel Fraß trieb dann in das Felsentor hinein. Niemand konnte ihr dort etwas anhaben; an die Angel ging sie nicht, ganz gleich, ob eine künstliche Fliege, ein Spinnfisch oder gar ein Wurm daran war; denn die Müllerknechte setzten heimlicherweise Nachtangeln. Sie sah sofort, daß der Wurm nicht richtig schwamm, und dann kümmerte sie sich nicht um ihn, weil sie Tag für Tag Nahrung in Hülle und Fülle hatte. Auch mit der Hand war sie in ihrem Versteck nicht zu greifen, weil das Wasser dort viel zu tief war. So wurde sie die größte Forelle im Bache.

Alle Angler, die dorthin kamen, kannten sie und gaben sich die größte Mühe, sie zu fangen. Ein Engländer, dessen Angelzeug einen Wert von zweitausend Mark darstellte, und der in der Donau den Huchen, in Norwegen den Lachs, in Kanada den Saibling, auf dem Ozean den Riesenbarsch und den Mondfisch geangelt hatte, bot ihr vierzig verschiedene künstliche Fliegen und ebenso viele künstliche Heuschrecken und

Käfer an; denn er hatte mit einem anderen Angler viel Geld verwettet, daß er die Großmutter fangen werde. Eine Woche wollte er daran wenden, drei Wochen blieb er da, fing manchen guten Fisch, aber was er nicht fing, das war die Großmutter.

IV

Der braune Tod

Arm an Stimmen war das Bruch den ganzen langen Winter hindurch. Ein Krähenschrei, ein Raubwürgerruf durchbrachen dann und wann die große Stille, der Kreuzschnäbel und der Dompfaffen Pfeifen und der Zeisige Zwitschern, des Häherz Kreischen und des Schwarzspechts Lachen, oder eines Meisenfluges vielstimmiges Gezirpe und eines Zaunkönigs Winterlied.

Als der Februar aber auf die Neige ging und die Sonne schon wärmer und länger schien, über Mittag die Wintermücken spielten, an warmen Tagen die Haselbüsche sich mit Gold behängten und die Erlen rote Troddeln schwenkten, da läutete die Kohlmeise den Vorfrühling ein.

Stob auch noch manches Mal der Schnee über das Bruch, fror es auch nachts noch Stein und Bein, setzte der Bach auch noch Rankeis an: der Bann war gebrochen. Häufiger sang der Zaunkönig, lustiger zwitscherten die Zeisige, der erste Fink, die erste Goldammer stümperten sich ihre Lieder zusammen und machten ihren Genossen Mut; in den Fichten und

Kiefern begannen Tannenmeise und Goldhähnchen zu singen, im Eichenwalde die Blaumeise, im Dickicht Weiden- und Sumpfsmeise, aus allen Lachen und Sümpeln erklang das Murren der Gras- und Moorfrösche, und überall im Holze schmalzten die verliebten Eichelhägen.

Von Tag zu Tag wurde es farbiger und lauter im Moore. An den Grabenrändern schoß es grün auf und leuchtete es gelb, die Kiefern und Fichten frischten ihre Zweige auf, rosenrot quoll es aus den Kronen der Espen, und die Weiden wechselten ihr Silber in Gold ein. Die Drosseln und Bergfinken machten auf der Rückreise zum Norden halt im Bruche und erfüllten es mit lautem Geschwirr und Geschwatz, ein Säuber rief und noch einer und noch einer, sie erhoben sich über die Wipfel und klatschten den Wald wach, daß Windröschen und Feigwurz am Bache aufschreckten und das Fallaub mit weißen und gelben Blüten und grünem Blattwerke zudeckten; im Moore schlug der Birkhahn die große Trommel, ließ der Kranich seine Trompete klingen, flötete der Brachvogel hell und süß, und da reckte und streckte sich der Porst und hüllte das nasse Land in goldenen Schimmer, und als über dem alten Eichenbestande der Kollkrabe seinen klingenden Balzruf ertönen ließ, kam es hundertweis vom Süden herangeklastert, und die Reiher nahmen von ihren Gestaden wieder Besitz.

Wo aber Leben und Liebe ist auf der Welt, da ist

auch Mord und Tod. An den Tagen, wo der Nebel fest im Bruche klebte, schwenkte ein brauner, grelläugiger Schatten am Holzrande entlang, stieg über die Weidenbüsche, strich an den Dickungen einher, stob durch das Altholz und schwebte über die Besamungen. Schimpfte die Amstel auch noch so sehr und stürzte in das Gebüsch, zeterte der Häher auch so laut er konnte und warnte vor dem braunen Tod: plötzlich war er über der Fasanenhenne, die am Bachufer nach Gewürm scharrete, schlug ihr die Griffe in den Rücken und schleppte sie in das Weidicht, oder er holte die Elster mitten aus der Luft heraus und schlug den Täuber aus dem Balzfluge heraus; die Ente auf dem Teich, die Schnepfe am Boden, der Fink im Geäst, sie waren gleichertweise des Todes.

Dann aber kam der Tag, da auch den Habicht die Liebe faßte. Auf der Rückreise vom Süden nahm ein Männchen im Bruche Unterstand und schwang sich am späten Abend in einer krausen Altkiefer zum Schlafen ein. Als dann aber der Morgen kam und die Sonne rund und blank über dem Moore aufstieg, laut gepriesen von Birkhahn und Kranich, Brachvogel und Kiebitz, da gelüstete es den Räuber nicht nach Raub und Mord, sondern nach Minne und Zärtlichkeit. Hoch schraubte er sich, bis unter ihm das ganze Bruch mit seinen Wäldern und Wiesen und Heidhügeln und Mooren lag, leuchtend und schimmernd in der hellen Sonne, und aus der blauen Luft ließ der Habicht seinen klagenden Sehnsuchtsruf hinabklingen und zog

seine Kreise, daß sein buntes Gefieder bald wie Silber schimmerte, bald wie Gold glänzte.

Aus dem Eichenaltholze am Flusse wurde ihm Antwort. Da stieg ein zweiter Habicht empor, weit größer als er, kreiste über den verworrenen Kronen, schraubte sich höher und höher, bis er in gleicher Höhe mit dem Männchen war. Näher und näher zogen die beiden Räuber ihre Kreise, bis die sich schnitten, lauter wurde das sehnsuchtsvolle Klagen des Männchens, heller des Weibchens. Antwort, und schließlich wurde aus den zwei Kreisen ein einziger, und in ebenem Schwunge drehte sich das Räuberpaar hoch über dem Bruche, in das vielstimmige Frühkonzert dort unten seine schneidenden Ragenrufe und sein gellendes Gefieder hinabsendend. Eine Stunde lang schwebten sie so dahin, bald höher sich schraubend, bald tiefer sich hinabwindend.

Wie auf Verabredung sanken beide nieder und verschwanden hinter dem Walde. Das Weibchen blockte in einer alten Eiche auf, mit den gelben Augen hungrig um sich spähend. Aber die Blöße kam ein Häher geflattert, eilig und ängstlich. Schon glaubte er sich sicher, da schwang sich ihm der Habicht entgegen. Einen Angstruf stieß der arme Wicht aus, seinen letzten; denn schon war der Habicht neben ihm, warf sich zur Seite, schlug ihm die Griffe in den Leib und stob mit ihm über die Blöße. Zwischen zwei breitästige Jungtannen fiel er nieder und stärkte sich von dem langen Fluge. Dann strich er durch den Erlensbestand am

Bache entlang, und wenn ihn die Amstel mit schrillum Gezeter auch ankündigte, er war doch schneller als der Junghase, der sich an dem jungen Grafe äste, und nur ein einziges Mal klang die dünne Todesflage durch den Wald.

Das Habichtmännchen aber strich am Rande des Moores hin und bog in das Gestell ein, und als ein Täuber hastig vom Boden, wo er Schnecken gesucht hatte, abklapperte, war er über ihm, schlug ihn und kröpfte in seinem Heißhunger sofort darauf los, ohne darauf zu achten, daß auf dem Bürschsteige der Förster näher und näher schlich. Als aber ein Astchen unter der Sohle knickte, schreckte der Habicht auf und polterte davon, den Täuber in den Fängen und eine Federwolke hinter sich lassend; aber ehe er hinter den Jungfichten war, riß der Hagel ihn aus der Luft heraus; aus war es mit Mord und mit Minne, und schlaff baumelte er neben dem Täuber am Galgen des Rucksackes auf dem Rücken des Försters, der mit froher Miene den Bürschsteig fürbaß schlich.

Der Tag ging hin, die Nacht sank herab, und ein neuer Morgen blühte auf, ebenso bunt wie der andere. Das Habichtweibchen hatte Sehnsucht nach seinem Gespielen. Hoch schraubte es sich empor und ließ seinen Sehnsuchtsruf in das Bruch hinabklingen, aber lange ward ihm keine Antwort. Erst am vierten Morgen klang auf das Rufen ein Widerhall, hart und scharf, ein altes Männchen ankündigend, und vom Moore her stieg es auf, dem Weibchen entgegen, bis

es mit ihm gleich hoch war und seinen Kreis mit dessen verband.

Einige Tage später trugen sie dürre Äste und Kiefernzweige in eine hochschäftige Kiefer mitten im dichtesten Walde und bauten dort einen gewaltigen Horst.

Immer schlimmer wurde es im Bruche für viele Tiere. Die Birkenhenne, die sich im losen Torfmull badete, fühlte plötzlich die Krallen des Habichts in den Seiten, und die Elster mußte trotz ihres Angstgeplärrers sterben. Der Förster wußte nicht, wo seine Fasanen blieben, und die Försterin vermißte alle paar Tage ein Huhn.

Ganz schlimm wurde es aber erst, als in dem großen Horste im dunkeln Walde drei weißwollige Junge lagen und nach Futter gierten. Da schlug das Habichtweibchen den zu drei Vierteln ausgewachsenen Hasen und den alten Fasanenhahn, holte den Bauern die Hühner vom Hofe und dem Müller die Enten vom Teiche, und wenn die Leute das Angstgegacker der Hühner und das Schreckensgeschnatter der Enten hörten und aus den Türen stürzten, dann war es schon viel zu spät, und sie sahen höchstens in der Ferne den Habicht tief über die Felder dahinflattern, das Huhn oder die Ente in den Griffen.

Der Förster gab sich die allergrößte Mühe, den Horstbaum zu finden, es gelang ihm aber nicht. Er suchte alle Vorhölzer ab, in denen früher Habichte gehorstet hatten, aber seine Mühe war vergeblich. Er

gab Obacht, ob er nicht irgendwo einen Habicht kreisen sah, aber wenn das auch der Fall war, das Nest fand er dort doch nicht. Die Habichte waren schlau geworden. Seitdem die Hinterladergewehre aufgefunden waren und Förster und Jäger sich nicht erst lange bethannten, ehe sie einen Schuß abgaben, weil das Laden jetzt so schnell ging, machten sie auf jeden Habicht Dampf, den sie sahen, und schossen in jeden Horst, den sie in den Felshölzern antrafen, und da zogen die Habichte es vor, im dicksten Walde zu horsten. Verstoßen flogen sie zu Nester, heimlich verließen sie es, und nie fiel es ihnen ein, wie früher über dem Horstbaume zu schweben und sich mit klagendem Rufe und heiserem Gefächel anzumelden.

Heimlich war ihr Leben und Treiben. Der Wandersfalke saß auf seinem Euginsland, dem Hornzacken der alten Eiche am Waldrande; offen und frei saß er da, daß seine weiße Brust in der Sonne leuchtete, und wenn die Tauben heimflogen, fauste er ihnen entgegen und schlug sie in der Luft. Der Bussard saß sichtbar auf einem Grenzsteine und wartete auf Mäuse, der Turmfalke rüttelte über der Heide. Sie alle jagten offen und ehrlich. Der Habicht aber raubte nach Buschflepperart und Strauchritterweise. Fest an den Stamm eines Baumes am Waldrande gedrückt saß er da und spähte mit den gelben Mörderaugen umher. Sobald er ein Felshuhn oder einen Junghasen eräugte, warf er sich aus seinem Hinterhalte, flatterte dicht über der Erde hin, strich hinter den Büschen her, benutzte jeden

Baum als Deckung, und plötzlich war er über seiner Beute und schlug ihr die Krallen in den Leib. Das geschlagene Stück trug er noch lebend zum Horste, oder aber er begann es, und wenn es noch lebte, zu zerfleischen und zu kröpfen.

Schließlich wurde dem Förster das Treiben der Habichte zu bunt und er stellte Schlegeisen auf Pfähle, und als er eines Morgens die Fallen nachsah, hing das Habichtmännchen mit zerfahmeterten Füßen darin, und schnell schlug er es tot, damit es sich nicht länger quäle. Drei Tage später kam ein Bauer zu dem Forsthaufe und brachte das Weibchen. Er hatte gesehen, wie der Habicht in seiner Tollkühnheit einen alten Hasen schlug; der Hase aber rannte davon, den Habicht auf dem Rücken. Plötzlich fiel der Raubvogel herunter und flatterte an der Erde umher, und als der Bauer neugierig hinlief, war der Vogel im Verenden, weil sein linkes Bein ganz aus dem Leibe gerissen war. Da ging der Bauer dahin, wo der Hase gefressen hatte, und fand, fest um einen Zweig gekrallt, das linke Bein des Habichts, der sich an dem Zweig festgehalten hatte, um seine Beute am Fortlaufen zu hindern. Der Hase hatte aber in seiner Todesangst einen so jähen Satz gemacht, daß dem Habicht das eine Bein aus dem Leibe gerissen wurde.

Als der Förster einige Tage später durch den Wald ging, hörte er junge Habichte klagen und fand endlich den Horst. Er rief die Hütungen herbei und half ihnen, den Horstbaum zu ersteigen. In dem Horst saßen

zwei junge Habichte; von dem dritten waren nur noch die Knochen da; seine halbverhungerten Geschwister hatten ihn aufgefressen.

Nun war Ruhe im Bruche, denn der braune Tod war verschwunden.

V

Der Rantor

Der Fischer und seine Frau sitzen vor der Thür, sehen das Abendrot hinter dem See verschwinden und das Wasser silbern aufleuchten, wenn ein großer Fisch sich wirft, und hören dem Geschwätz der Rohrfänger und dem Geplärre der Frösche zu, das aus den Schilfbuchten erschallt.

„Der Rantor fehlt noch“, sagt die Frau und sieht lächelnd ihren Mann an, und der lächelt auch und raucht langsamer; denn ein Abend, an dem der Rantor nicht singt, ist nur ein halber Abend für Fischer Klawitter; erst wenn der Rantor loslegt, dann schmuzzelt der Fischer behäbig, und noch im Bette ruft er zu seiner Frau hinüber: „Hör bloß, wie der Rantor prahlt!“

Der Rantor ist der größte Frosch in der ganzen Bucht, ja vielleicht sogar im ganzen See. Er hat seinen Platz bei der Anlegestelle für die Rähne und sitzt entweder auf dem Ufersande unter den Schlehdornzweigen, die der Fischer dort eingesteckt hat, um die Raken von den Fischkästen abzuhalten, oder er liegt dick und breit auf der dichten, mit vielen Hunderten von silberweißen Blüten bedeckten Bank von Wasser-

hahnenfuß, die die Wellen hin und her schieben, und läßt sich von der Sonne bescheinen.

Der Rantor ist nicht nur der größte, sondern auch der schönste Frosch in der Bucht. Er ist knallgrün und hat über dem Rücken zwei breite, schwarzbraune Bänder, zwischen denen von der Nase bis zu den Keulen eine gelbgrüne, in der Mitte im Zickzack gebogene Binde herabläuft. Wenn er so daliegt, sieht er ganz ungeheuer aus, und wenn er seine goldenen Glogaugen aufreißt und die Kinder ansieht, die ihn voller Ehrfurcht, aber auch mit etwas Angst betrachten, dann wundern sie sich, daß er kein goldenes Krönchen auf dem Kopfe trägt; denn daß er kein gewöhnlicher Frosch ist, sondern ein verzauberter Prinz, das steht für sie fest, indem ihnen die Großmutter das Märchen vom Froschkönige erzählt hat.

Anna, das drittjüngste Mädchen des Fischers, hat einmal versucht, den Rantor zu fangen; denn sie wollte ihm, wie es im Märchen gelehrt wird, einen Kuß geben, um ihn zu erlösen, und dann wollte sie Prinzessin werden und nur noch seidene Kleider anziehen und nicht mehr in die Schule gehen und die Pellkartoffeln von goldenen Tellern essen. Sie pflückte sich einen ellenlangen Binsehalme ab, riß die Spitze und die meisten Blüten herunter und schlich mit ihren nackten Füßen dahin, wo der Rantor saß. Als der Frosch das Kind kommen hörte, drehte er sich sofort nach ihm um und sah es an; denn er war gewohnt, daß die Kinder des Fischers ihm Brummfliegen, Käfer und Raupen hin-

warfen. Anna bekam einen tüchtigen Schreck, als der Rantor sie mit seinen großen Augen anguckte, aber dann mußte sie lachen; denn er wischte sich eine freche Fliege, die sich ihm auf die Nase gesetzt hatte, mit dem linken Vorderfuß so ärgerlich weg, gerade wie der Großvater, wenn ihn die Fliegen beim Schlafen stören.

Das Mädchen ließ die Blüte der Binse vor dem Maule des Frosches auf und ab tanzen, aber dann schrie sie auf und sprang zurück; denn der Rantor riß sein gewaltiges, rosenrotes Maul auf und schlug seine lange rosenrote Zunge nach der Binseblüte, weil er sie für eine Fliege hielt. Weil das Kind in seinem Schrecken die Binse zurückgezogen hatte, machte er einen furchtbaren Satz und sprang bis dicht vor die Füße des Mädchens; das schrie auf und machte, daß es fortkam. Aber Anna hatte sich nun einmal vorgenommen, den Frosch zu erlösen und Prinzessin zu werden, und so ging sie nach einer Weile wieder hin, lockte den Rantor mit der Binseblüte, und diesmal schnappte er sofort zu und hielt die Blüte so fest, daß Klein-Anna ihn hoch in die Luft schwenken und in ihrer Schürze auffangen konnte. Da tobte er nun ganz mächtig herum und hampelte und strampelte so gewaltig, daß das Mädchen es mit der hellen Angst bekam und die Schürzenzipfel losließ. Da sagte der Rantor: „Kied'it!“ und plumpste in das Wasser, daß es hoch aufspritzte. Seitdem war es mit der Freundschaft zwischen ihm und den Kindern aus; er hatte es zu sehr übelgenommen, daß er übertölpelt war.

Die wilden Enten klingen über den See, der Haupttaucher quarrt dumpf, der Rohrfänger singt lauter, und Stern auf Stern taucht am Himmel auf. „Wo er bloß bleibt?“ meint der Fischer und schüttelt den Kopf. Es wird dunkler, das Abendrot ist längst verschwunden, die Mücken singen, die Maikäfer brummen, und rund um den See geht das Gequarre der Frösche, das Geschnarre der Kreuzkröten, und in den Wiesengraben läuten die Unken. Schon röchelt die Schleiereule, schon heult der Kauz drüben im Forste, schon tönt der dumpfe Ruf der Rohrdommel aus dem Schilf, und noch immer ist der Rantor nicht zu hören. Aber jetzt legt er los. Der Fischer lacht und hebt den Zeigefinger. „Paß auf, Mutter, das ist er!“ Ein hartes, rauhes „Breck, kreck, kreck“ ertönt, hinterher schallt ein dumpfes „Mork, quork, moark, quork“, und jetzt kommt die Hauptsache: ein lautes Lachen erschallt, so breit, so behäbig, daß der Fischer mitlachen muß und seine Frau auch, und jetzt ist er zufrieden und sagt: „Mutter, nun können wir ruhig schlafen gehen.“ Aber als er schon Jacke und Weste ausgezogen hat, muß er noch einmal vor die Tür treten und zuhören, wie der Rantor lacht: „Hahaha“, geht es, „hahahaha, hahahahahaha, hihahaha, hohihahahaha, hihohohohoha, hai, hia, hiahahahaha“, und es ist, als hörte man die Frösche, die Kröten und die Unken nicht mehr vor dem lauten Gesange des Rantors, des Vorsängers der Frösche.

Ja, der Rantor, das ist ein Kerl! Ein Hauptkerl

ist er. Er ist der Methusalem der Frösche im See, ist der Altvater, der Vorsteher; aber er ist auch der Schrecken der Wasserjungfern, das Entsetzen der Jungfische, der Mäuse blasse Angst und der jungen Rohrfänger Verderben. Wenn er sich an Mücken und Fliegen halten wollte, wie die anderen Frösche, dann könnte er schnappen und schnappen, bis er die Maulsperrre bekäme, aber satt würde er darum doch nicht. Darum hält er sich an derbere Kost. Da kommt ein Maikäfer angebrummt. Einen Riesensatz macht der Rantor, und verschwunden ist der Käfer. Ein spannenbreiter Abendfalter rüttelt über den weißen Trichterblumen der Uferwinde; ehe er sich retten kann, hat ihn die rosenrote Zunge des Frosches schon festgeleimt und zieht ihn in den Rachen hinein. Im Weidengebüsch turnt die Zwergmaus umher. Vorsichtig dreht der große Frosch sich um und wartet, bis das rote Mäuschen in Sprungnähe ist; dann ein Sprung und ein Quietschen, und aus ist es mit dem Turnen und dem Nesterbauen.

Ja, der Rantor, das ist ein ganz Schlimmer! Wenn die Ukelei laichen, dann ist sein Schweineschlachten. Dann wartet er, bis die laichdummen Fische an den flachen Stellen sind, und dann schnappt er zu. Da hilft kein Schwänzeln und Sträuben; sie müssen hinunter. Ist ein Ukelei zu lang, das schadet nichts; der Frosch läßt ruhig den Schwanz aus seinem Maule herausgucken und wartet, bis er dem verdauten Vorderleib nachrutscht, oder vielmehr, er wartet gar nicht;

denn wenn er noch Hunger hat, fängt er sich noch einen Fisch oder sogar zwei, und Fischer Klawitter wußte gar nicht, was er sagen sollte, als er seinen Freund eines Tages auf der Waschbalge sitzen sah; drei Ukeleischwänze guckten dem Frosche zum Halse heraus. „Mensch“, sagte der Fischer, „wenn du so beibleibst, dann kann ich bald etwas anderes werden.“ Und er setzte hinzu: „Na, Ukeleis gibt's ja mehr als genug.“

Zehn Jahre kannte der Fischer den Rantor schon, so glaubte er wenigstens; denn immer hatte an der Anlegestelle ein Riesenfrosch gefessen, dem besten Plätze, einmal, weil da die Schlehdornen Schutz vor dem Milan und dem Rohrweih boten, zweitens, weil dort der schöne Sandstrand war, an dem die Ukeleis so gern laichten, und dann, weil das Schilf und das Rohr dort dichter standen als sonst am See, und schließlich, weil dort das meiste Ungeziefer flog; denn am Ufer wuchsen hohe Pappeln und breite Weiden, die von Gewürm wimmelten. Da, wo das Schilf aufhörte und das Rohr, da, wo die Pferdebinsen anfangen, wagte sich der Rantor nicht hin; denn da war es nicht geheuer. Manchmal, wenn da eine junge Ente schwamm oder eine Schwalbe trank, dann platschte es, und fort war die Ente oder die Schwalbe.

Das schöne Wetter hörte auf; der Juni kam mit Regen und Schaffälte. Acht Tage lang mußte der Rantor hungern, daß ihm die Seiten zusammenfielen; denn noch nicht einmal die elendeste Mücke flog. Vor

Verzweiflung fraß er ein Fröschen seiner eigenen Art, und er hätte gern mehr gefressen, aber er sah keins. So lag er denn mürrisch im Schilf und wurde vor Mißmut immer dunkler und unansehnlicher. Auf einmal kam Leben in ihn; seine zusammengesunkenen Augen wurden dick und rund, er richtete sich auf und glockte scharf vor sich hin. Da krabbelte etwas im Wasser umher, eine dicke Fliege oder ein Käfer, aber bestimmt etwas, was gut zu essen war. Ganz vorsichtig schob sich der Rantor aus dem Schilf, tauchte unter und kam genau vor dem Brachkäfer, der zwischen den hohen, dunklen Binsen im Wasser zappelte, zum Vorschein, und schnell schnappte er ihn hinunter. Da aber fiel ihm ein, daß es hier nicht geheuer sei, und schnell tauchte er wieder unter und schwamm gerade in den Rachen des uralten Hechtes hinein, und ehe er noch recht wußte, wie ihm geschah, war es aus mit ihm. Als das Wetter sich aufbesserte, lauerte der Fischer Abend für Abend auf den Rantor; er sah und hörte aber nichts mehr von ihm.

Eines Abends aber kam von der Anlegestelle ein lautes Quarren und Singen, und als der Fischer am anderen Morgen nachsah, saß unter den Dornen ein Frosch, fast ebenso groß wie der Rantor, nur ganz grün mit schwarzen Tupfen, und der Fischer nahm den Hut ab und sagte: „Mein Name ist Klawitter! Sie sind wohl der neue Rantor? Mit Ihrem Herrn Vorgänger war ich gut bekannt.“

Klein-Anna aber war traurig; sie glaubte, eins von

den feinen jungen Mädchen aus der Stadt, die auf dem Gute zu Besuch gewesen waren, habe den Rantor erlöst und könne nun seidene Kleider tragen und Pellkartoffeln von goldenen Tellern essen, und sie nahm sich fest vor, den neuen Rantor zu fangen und ihm einen Ruß zu geben.

Sie kam aber nicht dazu.

VI

Der Alte vom Berge

Hell scheint die Sonne gegen den weißen Berg. Die Buchenjungen brennen, der Stangenort lodert, der Fichtenhorst steht in Flammen.

Meisen zwitschern, Goldfinken flöten, Häher schwatzen. Das Geschwäg bricht ab, setzt als Gezeter wieder ein, flaut ab, schwillt an und endet in einem schneidenden Kreische.

An der steilsten Stelle der grauen Wand, auf dem schimmernden Schneefleck, leuchtet ein roter Fleck auf. Schimpfend und lästernd fallen die bunten Vögel in der krummen Linde über der Felsplatte ein, stellen sich entsetzlich giftig an und stieben ärgerlich keifend ab.

Einen schiefen Blick schickt ihnen der alte Fuchs nach; dann reckt er sich, gähnt herzlich, reckt sich abermals, fährt zusammen und beginnt sich heftig mit dem Hinterlaufe hinter dem Gehör zu kratzen, wohligh dabei knurrend, fährt dann mit dem Fange nach der Keule, flöht sich auch dort ausgiebig, kratzt sich stöhnend und murrend den Nacken und sitzt dann würdevoll da, ab und zu den Kopf wendend.

Vom Vorholze tief unter ihm schallen hastige Artschläge herauf; es stört ihn nicht. Das eilige Kreischen

der Säge ertönt; ihn kümmert es nicht. Ein knirschender Laut wird hörbar, dem ein Prasseln folgt, das in einem dröhnenden Poltern endigt; ihm ist es gleich. Der Berg zittert leise, dann stärker, ein wildes Gebrüll donnert durch die Luft; auch das läßt ihn kalt. Die Arbeit der Holzhauer ist er seit sieben Jahren gewöhnt und die Sprengschüsse der Steinbrucharbeiter erst recht.

Auch das Piepsen der Goldhähnchen, das Zetern des Zaunkönigs und das Trillern der Schwanzmeisen bringen ihn nicht aus seiner Ruhe; vor sechs Jahren reizte es ihn, einen Versuch zu wagen; jetzt weiß er, daß es keinen Zweck hat. Er gähnt, reckt sich, kracht sich abermals, reckt sich in der Sonne und hockt dann wieder unbeweglich da.

Eine ganze Weile sitzt er so, bis die Flöhe unter der warmen Sonne gar zu frech in seinem grau bereiften Balge werden und er sie wieder mit Klaue und Zahn zur Ruhe bringen muß. Aber mitten in dieser Beschäftigung hält er ein; seine bernsteingelben Seher erweitern sich, seine schwarzen Gehöre stellen sich aufrecht.

Da, halbrechts unten, sind sie wieder, die beiden Söhne, die er vernahm. Und noch einmal das Brechen, und noch einmal das Husten. Der Fuchs steckt wieder die sorglose Miene auf. Es ist nichts, wenigstens nichts Schlimmes. Ein Mensch zwar, aber ein guter Bekannter, der alte Oberholzhauer, in dessen transtendender Fahrt sich immer etwas Gutes findet, ein

Endchen Wursthaut, ein Stückchen Butterbrotrinde, ein Bücklingskopf.

Ach ja, Wursthaut und Bücklingskopf! Der Fuchs zieht Geschmacksfäden, die silbern in der Sonne blitzen, und in seinem Wanst rumpelt und pumpelt es. Vorgestern Plattfrost und steifer Nordost, gestern Schlack Schnee, das waren zwei magere Tage. Eine verluderte Krähe, ein scheußlich salziger Heringsschwanz, ein steinharter Knochen mit nichts daran und zwölf Nachtschmetterlinge, die hinter der losen Rinde eines Buchenstumpfes überwinterten, das war alles.

Aber heute wird es mehr geben. Den ganzen Morgen hat es geschneit, und es wird noch mehr schneien, denn die Luft ist still und weich. Aber brach da unten nicht etwas? Natürlich! Ein Hase ist es, den der alte Mann aus dem Lager trat. Die dicke Lunte des Fuchses zuckt hin und her, daß die weiße Blume blüht. Der Hase hoppelt gerade auf die Steinplatte zu. Langsam schiebt sich der Fuchs voran. Da bröckelt der Schneerand der Steinplatte ab, fällt rauschend in das Buchenlaub, der Hase hält inne, macht einen Regel und hoppelt im rechten Winkel fort. Also diesmal gelang es nicht, wie meistens.

Aber nun merkt der alte Fuchs recht, wie sehr es ihn hungert. Ganz elend wird ihm inwendig. Es hat keinen Zweck, hier sitzenzubleiben. Sonne auf dem Balge wärmt ja, aber frisches Fleisch im Balge hält wärmer. Es ist noch heller Tag, aber hier oben am Berge ist die Luft rein, und wenn ein Bummel durch

Busch und Stangenort auch nicht viel einbringt, etwas kommt immer dabei heraus.

Fort ist er; ein leises Knirren der langen Grassalme, ab und zu das Zerstäuben des Schneebehanges zeigt, wo er blieb. Jetzt taucht er in der alten Holzrieße auf, sichert einen Augenblick zum Abhänge hin und ist wieder fort. Der Wanderfalk, der auf der höchsten Zacke des zopfstrochene Buchenüberhällers haßt, äugt unter sich; denn Keineke macht sich dort zu schaffen. Irgend etwas findet er dort immer, auch heute. Viel ist es ja nicht, nur der Rest einer Krähe. Der Hunger treibt es hinein.

Weiter geht es auf dem engen, hochverschneiten Pässe zwischen den Jungbuchen. Ab und zu unterbricht eine Flucht über einen faulen Stamm oder eine hinderliche Klippe das langsame Schnüren, hin und wieder verhofft er auch ein wenig. Allzu verlockend schwirrt und schnurrt das Meisenvolk, nach Frostspannern suchend, über den Schnee hin. Meist bringt diese Jagd nichts ein, aber einen Augenblick kann man schon daran wenden; vielleicht glückt es. Aber schon schnürt er weiter. Die Finkmeise hat ihn spitz; sie schlägt Lärm, und schimpfend stiebt der ganze Trupp in die Kronen.

Nun aber schnell fort; denn diese Gesellschaft ist lästig. Also umgedreht, in die Dichtung, den Berg hinauf, und von oben her in das Stangenholz hinein. Langsam, hier riecht es nach Maus, ganz frisch sogar. Mit schiefem Kopf steht er vor dem schwarzen Loche

in dem Schnee. Etwas Graubraunes will heraus. Er faßt zu, es quietscht, eine schnelle Wendung des Kopfes, ein heftiges Wedeln der Lunte, ein lautes Schmaßen, und weiter schnürt er. Hier riecht es nach Reh; darum halt! Auch ganz frisch, darum entlang in der Doppelfährte! Ride mit Rit, aber beide gesund. Dann hat es keinen Zweck.

Einen Augenblick überlegt er. Hier irgendwo wurde er einmal sehr satt. Richtig, halbblind, um die grauen, hohen Felsen herum, an dem Fichtenhorst vorbei, unter den losen Steinplatten hindurch in das große Trümmerloch hinein! Hier hatte er an einem schönen Spätherbstmorgen gelegen und sich den Balg vom Nachtau getrocknet. Da hatte er es knallen hören, nicht sehr weit, und nach einem Weilschen brach es über der Schlucht, Steine polterten, Schutt rieselte, und rasselnd fiel es in Laub und Kraut.

Er hatte sich schnell in Sicherheit gebracht, aber abends, als die Gule schrie, war er auf Umwegen an die Schlucht herangeschnürt. Da war er auf Rehschweiß gestoßen, hatte immer mehr gefunden und hatte die Rotzfährte gehalten bis an die steile Wand, war das Zickzackband der Wand hinabgeschlichen, und als er im Grunde war, da schlug ihm die volle Rehwitterung entgegen. Das war ein Fest! Eine Flucht machte der Bod noch, aber keine zweite mehr, da hatte er ihn an der Drossel, und lange Zeit zum Klagen ließ er ihm nicht. In der Nacht war er so satt geworden, daß es für zwei Tage hinlangte. Aber alle Tage sind nicht

so. Heute riecht es nur nach Schnee und Moos und Mulm.

Also weiter, die Klippen hinauf, an der Wand entlang, in den Hohlweg hinein, wieder in die Klippen und wieder heraus. Aber die Höhle könnte man mitnehmen; einmal gab es dort einen angeschweißten Hasen, der sich da gesteckt hatte, ein anderes Mal einen Jungdachs, der vergeblich an den Wänden herumfuhr, als Reineke in dem Ausgang erschien, und einige Siebenschläfer wurden dort auch erbeutet, ja, einmal sogar eine Gule. Heute ist nichts da, nur Eiszapfen und Schnee. Ein paar dicke Motten finden sich schließlich noch; die werden mitgenommen. Aber die Fledermaus bleibt hängen; nichts wie Haut und Knochen, und sie riecht schlecht.

Mißmutig überlegt er, wohin er sich nun wenden solle. Da fährt er zusammen. Aber ihm errschallt des Hasen Todesklage. Mit jäher Flucht nimmt er den Kopf der Klippe und will auf die folgende, von der er in das helle Holz äugen kann; da verhofft er. Hasenklage verspricht oft mehr, als sie hält. Es ist schon lange her, aber wer das einmal durchgemacht hat, der vergißt es nicht. Das war auch so ein weicher, milder Wintertag nach steifem Nordost, und er hatte zwei Tage gehungert oder noch länger. Er war um die Mittagszeit durch das Stangenholz geschnürt. Es schneite breit und langsam, und kein Lüftchen ging.

Da erscholl über ihm der jämmerliche Laut. Er kannte ihn gut. So hatte der Has geklagt, den er acht

Sage vorher riß. Ein merkwürdiger Has; denn er saß mit dem Halse in einer der dünnen, langen Ranken, von denen oft Stücke an den guten Wursthäuten sind. Und da dachte Reineke, es säße wieder so ein Hässchen fest, und war, ohne erst Wind zu nehmen, losgetrabt, bis vor den Baum, von woher das Klagen kam. Und da hatte sich der Baum so merkwürdig schnell bewegt, Reineke fühlte ein Stechen und Schneiden an der linken Seite, sah es blihen, hörte es krachen und kam erst wieder recht zur Besinnung, als er in seinem Felsloche saß und sich die brennende Seite leckte. Seit der Zeit holt er sich immer erst Wind. Seher und Gehöre trügen, die Nase nie.

Eine Weile windet er. Dann schleicht er vorsichtig den Hang entlang, bis er unter dem Winde ist. Und da bleibt er. Noch einmal klagt der Hase, matter, schwächer, immer gedämpfter klingt es. Der Fuchs schleicht langsam näher, immer den Kopf hoch, immer mit dem Nasenflügel heftig schnuppernd und die Seher auf jeden Stamm richtend. Dort, geradeaus, muß es sein. Aber er gewahrt auf dem Schnee kein zuckendes, zappelndes Ding. Ringsumher ist es still und stumm und es riecht nur nach Stein und Holz und Moos und Schnee.

Die Sache stimmt nicht. Reineke setzt sich auf die Reulen. Er hat ja viel Hunger, aber er hat auch viel Zeit. War es ein Has, so kriegt er ihn immer noch, und war es keiner, dann ist es um so besser. Aber jetzt läßt sich da etwas vernehmen; es war, wie wenn

eine Eichkaze am Stamme kratzt. Aber dann ist wieder alles still. Jetzt hat sich da am Baume etwas bewegt. Reineke windet wieder. Hier kesselt der Wind. Ganz leise und langsam schleicht der Fuchs nach rechts, alle Augenblicke verhoffend, dann wieder weiter schleichend, um abermals zu verhoffen. Auf einmal fährt er zurück, stößt ein kurzes, heiseres Gebell aus, wendet jäh um und trollt, so schnell er kann, dem dichten Bestand zu, daß der Schnee stäubt.

Es war nicht Has, es war Mensch. Reineke ist sehr vorsichtig geworden. Er traut sich aus den Dickungen nicht heraus, und erst als der Himmel alles Rot verloren hat, die Goldhähnchen schon tiefer suchen, die Zeisige in den Fichten einfallen, im hellen Holze die Gule heult und die Steinbrucharbeiter laut singend hinter dem tanzenden Lichte den Steinweg hinabtrampeln, da bekommt er die alte Sicherheit wieder. Aber viel länger als vorhin holt er sich in jeder Schlucht und auf jedem Ramme erst Wind.

Es ist schon recht dunkel, da schnürt er den Holzfahrweg entlang, findet am Frühstücksplatz eine Wursthaut, an einem Stück Papier etwas Schmalz, greift am Bach eine Maus, regt sich zwischen Holz und Feld an den frischen Hasenspuren auf, prüft alle Rehfährten daraufhin, ob sich nicht Schweißwitterung an einer davon findet, scharrt auf dem Felde aus dem Mist einen faulen Hühnerkopf, würgt ein stinkendes Darmende hinein, das er aus einem anderen Misthaufen kratzt, stattet dem Fischteich einen erfolglosen

Besuch ab und schleicht in der späten Dämmerung um das Gut herum, bis laute Menschenstimmen ihn verjagen.

So trabt er im großen Bogen zum Dorfe, findet am letzten Hause auf dem Dungplatz einen Ballen fettiger Schweinehaare vom Schlachtfest, die er mit Widerstreben herunterwürgt, gedenkt traurig der Nacht, als er hier die halbwüchsige Kaze erwischte, muß eilig abtrollen, weil ein kläffender Spitz in den Hof hinausfährt, stellt am Bache fest, daß die Enten und Gänse wohl da waren, aber nicht mehr dort sind, findet am Luderplaze nur blanke Pferdeknochen, am Kalkofen überhaupt nichts, bei der Mühle dasselbe und macht auf seiner meilenlangen Fahrt durch die Feldmarken und die sieben Berge hinter ihnen die Erfahrung, daß der Has viel zu hellhörig ist, und daß die Hühner verschwunden zu sein scheinen. Eine einzige Maus scharrt er mit vieler Mühe noch aus, dann ist die Nacht hin, und er trollt dem Holze wieder zu, in der stillen Hoffnung, in den Schlebenbüschen noch einen Igel im Winterlager zu finden oder an der Luzerne davor einige Mäuse zu greifen.

Der Igel aber liegt unter schützendem Schnee, und Mäuse gibt es auch nicht. Als er ganz trübselig den Bach entlang schnürt, stößt er auf frische Rehwitterung. Gewohnheitgemäß, aber ohne Hoffnung, schnürt er der Fährte zu und steckt die Nase hinein. Sofort ist er wieder munter; denn in der Fährte liegt ein Tröpfchen Schweiß. Bei dem Wurfboden einer Buche

findet er wieder Schweiß in der Fährte, einen breiteren Tropfen, und je näher er an den Buchenschlag kommt, um so stärker werden die Schweißflecken im Schnee, um so frischer sind sie, und immer heftiger weht Reinekes buschige Rute.

Ganz vorsichtig schleicht er in dem Hauptwechsel entlang, bis er in dem Buchenausschlag ist. Da hat er auch dicht vor sich die volle Rehwitterung. Noch vorsichtiger schleicht er näher, da rauscht es auch schon über ihm, poltert es, rasselt es, stiebt es, und nun schleicht er nicht mehr, er schnürt eiliger, immer hastiger, und je schneller es vor ihm bricht und rauscht, um so flüchtiger wird er, immer unter dem Winde neben der kranken Fährte, die Nase einen halben Fuß über dem Schnee.

Das lauffranke Ritz flüchtet bergan, Reineke immer hinter ihm drein. Es schlägt einen Haken, macht einen Wiedergang, läßt den Fuchs hinter sich, aber der hält die Fährte, und als es zitternd und keuchend verhofft, weil bei jeder Flucht die Schalen durch die harte Schneekruste treten und die Läufe immer mehr schmerzen, da vernimmt es des Verfolgers lautes Hecheln schon unter sich. Es flüchtet bergauf, über faule Stöcke, zwischen Klippen hindurch, in die verschneiten Dickungen hinein, in das Stangenholz, aber Reineke ist immer dicht an ihm. Immer kürzer wird das Reh, immer länger der Fuchs. Einmal schon faßt er Haar, aber laut aufliegend reißt es sich los, bricht seitwärts aus und poltert in der vereisten Holzrieße den Hang hinab.

Ihm nach trabt der Fuchs. Seine Seher glühen, lang hängt die Zunge aus den schwarzen Lefzen, fest angelegt sind die spitzen Gehöre, die Lunte flattert wie eine Fahne über seinem Rücken, Schaum spritzt rechts und links in den Schnee. Jetzt ist er bei dem Reh, es wird noch einmal hoch, flüchtet durch den verschneiten Aufschlag, aber der Fuchs ist jetzt immer Seite an Seite mit ihm und springt bei jeder dritten Flucht an ihm herauf. Jetzt faßt er an, zieht nieder, jämmerlich klingt das Angstgeschrei durch den Wald, fern antwortet der Bass eines Ultrahes, ein Schmalreh schmält, und dann ist alles still.

In dem kleinen Erdfalle neben dem breiten Steinblock unter dem sparrigen Holunderbusch schlagen des Ritzes Hinterläufe den Schnee von dem Buchenlaube. An der Kehle zerrt und reißt knurrend und keuchend der Fuchs, bis es ihm naß und heiß entgegenquillt. Da hält er inne und leckt und leckt, faßt noch einmal an, reißt noch einmal, stößt seine Nase zwischen die Lauscher, unter das Vorderblatt, in die Dünnungen, in den Spiegel des Rehes, zupft erst hinter dem Blatt, reißt heftiger, verhofft, windet und schneidet an.

Er ist nicht mehr der saubere Fuchs, dessen eisgrau bereifter Balg wie gelectt aussieht. Das Gesicht ist rot besudelt, der weiße Brustlah ist fort. Er zieht und zerrt, reißt die Öffnung weiter und hält plötzlich inne. Sein Rückenhaar sträubt sich, heißer faucht, dumpf murrer er, und giftig federnd fährt er einem anderen Fuchse entgegen, der seit einer Stunde der Rotfährte

gefolgt ist. Wieder wird es laut im Walde, so laut, daß die Steinbrucharbeiter, die in dem Hohlweg hintereinander herstapfen, erstaunt stehenbleiben und eine Weile dem gellenden Kreischen zuhören, das sich den Berg hinaufzieht, bis es auf dem Kamme verhallt.

Der Alte vom Berge hat den Schmarozer abgebissen. Eilig, aber immer windend und verhoffend, schnürt er zu seiner Beute zurück und füllt sich bis zum Plazen. Erst als es ganz licht ist und die Forstarbeiter mit Art und Säge laut werden im hohen Holze, als die Zeisige die Fichten verlassen, die Krähen über den Berg streichen, Goldfink, Häher und Zaunkönig sich melden, schiebt er mit der Nase den Schnee von allen Seiten über das Reh, es für die kommende Nacht aufhegend.

Faul und dick schnürt er den Steig entlang bis zu dem Loche, in dem sich die Quelle sammelt. Da schlappt und schlappt er das eisige Wasser, bis sein Brand gestillt ist, rollt sich im weichen Schnee und schnürt den Hang hinauf bis vor seine Burg.

Die Sonne kommt rot und rund an der Flanke des Berges hoch und trifft eben noch die weiße Spitze von Reinekes Lunte, die gerade in der Spalte verschwindet, die in seinen Bau führt.

Da wird er den Tag verschlafen und vielleicht die Nacht dazu, und am Ende noch einen Tag, wenn ihn der Durst nicht hinaustreibt.

VII

Die drei Bauchredner

Gar nicht so weit von der großen Stadt liegt ein unbekannter Wald. Wenn man eine Stunde mit der Straßenbahn fährt und eine Stunde zu Fuß geht, ist man da. Aber das ist den Stadtleuten zu beschwerlich, und da bei dem Walde kein Wirtshaus steht, so bleiben sie dort fort.

Und das ist gut; denn in dem alten, großen Walde wachsen wunderschöne Blumen und leben seltene Tiere, um die es geschehen wäre, wenn der große Troß dorthin käme, alles voller Papier und Flaschenscherben streute, die Blumen ausrißte, die Nester ausnahmte und mit Geplärre und Gepfeife die Tiere vertrieb, die Ruhe und Einsamkeit haben wollen, sollen sie sich wohl fühlen.

Einst war dieser Wald eine Hudewohld, in der das Vieh ging. Wo Vieh geht, liegt Dung, und wo Dung liegt, leben sehr viele Mistkäfer und allerlei Gewürm, und wo viel Käfer und Gewürm lebt, haben viele Arten Vögel ihre Nahrung. Als hier noch das Vieh ging, brütete die Schnepfe hier viel, waren mehrere Paare Blauracken und Wiedehopfe anfällig; sie ver-

schwanden, als der Weidetrieb von der Forstverwaltung abgelöst wurde.

Was der Wald dadurch nach der einen Seite verlor, gewann er nach der anderen. Das Vieh verbiß die jungen Büsche und trat die Blumen nieder; seitdem es hier nicht mehr geht, ist der Waldboden ein Blumenteppeich, und nirgendwo weit und breit wuchern so viele Sträucher wie hier: Weiß- und Schwarzdorn, Brombeere und Himbeere, Hartriegel und Pfaffenhut, Faulbaum und Pulverholz, Stechpalme und Wildrose, und die seltensten Knabenkräuter erheben zwischen stolzen Farnen ihre sonderbaren Blüten.

Das schönste aber in dem Walde sind seine Bäume. Tausende von uralten, gewaltigen, knorrigen Eichen stehen da, morsch und hohl die einen, andere langschäftig und kerngesund; alte Erlen bilden ganze Bestände, weiterhin herrscht die Rotbuche, dann kommen alte Fichtenbestände, und dort, wo der lustige Bach sich hinschlängelt, stehen Tausende von uralten, geköpften Hainbuchen, deren Stämme so verrenkt, verdreht und verbogen, so gespalten, zerrissen und zerklüftet sind, daß sie in der Dämmerung aussehen wie ein Heer unheimlicher Gespenster. Hier und da erheben Eschen und Pappeln sich auf den Lichtungen, und an den Rändern der Bestände stehen alte, mächtige Epen.

Es ist unglaublich, wie vielerlei Arten Tiere hier leben. Über dreihundert Rehe haben hier ihren Stand, Hasen gibt es in Menge, Kaninchen dergleichen. Auf allen Forstwegen sonnen sich die Fasanen, Gießhähnen

schlüpfen überall, nachts geht der Marder um; der Hühnerhabicht horstet hier, Gabelweih, Bussard, Sperber, Turmfalk und Baumfalk, Waldkauz und Ohreule bauen hier, ein Kollkrabenpaar ist auch noch da, und außer Krähe, Häher, Elster, fünferlei Spechten, Pfingstvogel und Drossel ist so viel Kleingeflügel vorhanden, daß es überall hüpfet und schlüpft, schwirrt und flattert, schmettert und schlägt.

Wenn aber zur Maienzeit das vielstimmige Konzert noch so betäubend ist, drei Stimmen übertönen alle. Sie sind so ganz anders als die der übrigen Vögel, so dumpf, so hohl, so tief, daß sie alle anderen Stimmen hinter sich lassen. Sie sind sich ähnlich und sind es nicht, sie sind alle auf ein dunkles, tiefes U gestimmt, aber jede hat ihre eigene Farbe. Klingt die eine gemächlich, so hört sich die andere zärtlich an, aber die dritte mahnt an Urwaldunheimlichkeit. Und wie die drei Stimmen, so sind die drei Vögel, die sie hervorbringen, ähnlich an Gestalt, Farbe und Wesen, und doch verschieden an Größe, Färbung und Benehmen.

Hier, wo der Bach nicht recht weiter kann und auf dem feuchten, von Feigwurz mit grünem, goldgesticktem Teppich bedeckten Boden Erlen, Fichten, Birken und Weidengebüsch sich um den Vorrang streiten, ist das Reich der kleinsten von ihnen, der zierlichen, feinen, fröhlichen Turteltaube. Überall erklingt ihr gemüthliches Schnurren, überall steigt ein Säuberchen über die Wipfel, klatscht mit den Flügeln, schwebt in

schönem Bogen herab, setzt sich seiner Taube gegenüber und schnurrt ihr das Lied vor, das seine Urur- ahnen in ihrer Ururheimat, in den Pinienwäldern und Platanenhainen des Mittelmeergestades lernten.

Als der blonde Weidebauer von Norden hier in das Land stieg und die mongolischen Fischer- und Jägervölker vor sich hertrieb, als er Weiden schuf und Ackerbau trieb, da rückten die Turteltauben hier ein; denn sie wollen Feld haben, und wo kein Getreidebau ist, da paßt es ihnen nicht. Mit ihnen wanderte die Ringeltaube ein, die größte ihrer Art bei uns; denn auch sie will Feld haben. Wie man es dem gemüthlichen „Turr, turr, turr“ der Turteltaube anhört, daß es ein Lied aus südlichen Breiten ist, so kennzeichnet auch das zärtliche „Kufu, kufuru“ die Ringeltaube als einen Südlandsvogel. Früher, als hier noch weniger Acker war, kam sie seltener vor. Seitdem aber die Odflächen unter den Pflug kamen, vermehrte sie sich so stark, daß sie schon in die Gärten und Anlagen der Stadt einrückt.

Auf dem höchsten Hornzacken des uralten Eichen- überhälters auf der jungen Besamung sitzt ein alter Säuber und ruckst. Wie Silber blitzt sein weißer Kragen, und sein Gefieder hat die Farben des Abendhimmels, ein sanftes Mohnblau und ein zartes Weinrot. Jetzt endet er seinen dumpfen Ruf mit einem tiefen „Hu“, und nun steigt er empor, steigt immer höher, klatscht die Schwingen über sich zusammen, daß es weithin schallt, schwebt in herrlichen Bogen

mit gespreizten Flügeln und breit gefächertem Schwanz hinab, steigt wieder, klatscht noch einmal, und stürzt sich mit lautem Geklingel in das leuchtende Buchenlaub, wo er eine Weile rastet und dumpf knurrt.

Nun aber läßt sich der dritte Bauchredner des Waldes vernehmen, die Hohltaube. Sie hält in der Größe die Mitte zwischen den beiden anderen Arten, aber sonst ähnelt sie ihnen wenig. Düsterer ist ihr Gefieder, ungeselliger ihr Wesen, unheimlicher ihr Ruf. Es ist ein dumpfes, zweisilbiges, langsam sich steigernes Geheul, „Hu-uf, hu-uf“, das nichts von der Gemüthlichkeit des Turteltaubenrufes, nichts von der Zärtlichkeit des Rufes des Ringeltaubers hat. Urwaldheimlichkeit, Waldschatteneinsamkeit klingt daraus hervor. Als noch keine Turteltaube hier schnurrt, als noch keine Ringeltaube hier ruckst, als noch Wisent und Elch hier lebten und Bär und Luchs, da rief der Hohltauber hier schon.

Die anderen Wildtauben lieben den Menschen, weil er ihnen Felder schafft; die Hohltaube haßt ihn. Auch sie fliegt zu Felde, aber sie braucht den Acker nicht, sie findet Nahrung genug im Walde selber, Samenkörner, Kerbtiere und Schnecken mit und ohne Haus. Hier, wo die Eichen ihr krauses Astwerk recken, trippelt sie mit Vorliebe zwischen dem Gesträute umher, und wenn sie zu Felde streicht, so ist sie doppelt vorsichtig; denn sie fühlt sich nur dort sicher, wo ein dichtes Astgewirr über ihr ist.

Die anderen Tauben bauen lieberliche, offene Nester

in den Zweigen; sie aber sucht sich ein Nestloch in einem Baume, dem alten Brauche folgend, der den Baumvögeln, die weiße Eier legen, vorschreibt, sie in Höhlen und Löchern zu bergen. Die Ringeltaube und die Tureltaube haben das vergessen, die Hohltaube aber blieb der alten Sitte treu, und findet sie kein Baumloch, so nimmt sie mit einem Kaninchenbau vorlieb.

Es will Abend werden, die Tauben fliegen zu Holze. Überall klingelt es in der Luft, überall fallen helle Flecke auf den dunklen Fichtenzweigen ein, und rundherum beginnen die Bauchredner ihre dumpfen Lieder. Hier schnurren die Tureltauben, dort ruckt ein Ringeltauber, und da heult eine Hohltaube dazwischen, und schließlich übertönt das Schnurren, Rucksen und Heulen die Abendlieder von Rotkehlchen und Drossel, um fast mit einem Schlage abzubrechen; denn früh enden die Tauben ihr Tagewerk, und spät beginnen sie es.

Wenn die Drossel schon lange singt, wenn die Finken schon schlagen, dann erst schütteln sie den Schlaf von sich, und der alte Wald ertönt wieder von den Stimmen der drei Bauchredner.

VIII

Am alten Mutterbau

Wenn man um zwölf vom Schreibtisch aufgestanden ist und um drei Viertel vier aus dem Bett muß, dann ist man etwas knurrig.

Aber lachen mußte ich doch, als ich mit meinem ebenfalls nur halbausgeschlafenen stichelhaarigen Seckel Muck über die Straße ging und in der Ferne zwei schwarze, aalglatte Seckel sah, die mit riesigem Eifer jeden Späzen, der bei seinem ersten Frühstück saß, auf die Dächer jagten.

Here, die Mama, und Grete, ihr vielversprechendes Töchterchen, sträubten das Rückenhaar, hoben die Ruten hoch in die Luft und kamen mit steifen Beinen näher; aber als ich ihrem Herrn, der an der Straßenecke wartete, die Hand gab und dieser den Muck freundlich klopfte, da biederten sie sich schnell mit dem blondgelockten jungen Mann an und schwänzelten selbdritt hinter uns her.

Während wir im Wartesaal Kaffee tranken, schliefen sie. Die Eisenbahnfahrt verschliefen sie auch, als wir aber um sechs Uhr durch des schlafenden Dorfes Straßen zogen, da waren sie kregel. Ein weißer Spitz wurde furchtbar schnell in seinen Hof gebracht, und

wenn ein stolzer Hahn sein Heil nicht in der Flucht gesucht hätte, so hätte Gretchen ihm wahrscheinlich seine schönen Sichel ausgiept.

Der Hauptkuck aber fing für die drei erst an, als wir in die Jagd kamen. Im Klee schnüffelte Heye. Da sagte es „quieks“, und eine dicke Maus war erledigt. Gretchen sah derweil zu, ob im Roggen nichts Bemerkenswerthes säße. Gar nicht lange dauerte es, da ertönte ihr heller Hals, und zwei Hasen fuhren heraus. Nachdem Gretchen sie ein bißchen auf den Trab gebracht hatte, kam sie stolz zurück.

In den Kiefern kurrte der Zauber, flötete die Misteldrossel, lachte der Specht und kicherte der Turmfalk. Und in einer Kultur saß ein Gabelbock und wiederkämpfte den Klee, den er im Felde geäst hatte. Den kriegte Muck in die Nase, und mit hellem Halse brachte er ihn auf den Schwung. Als ich pfiß, kam er zurück, die schönen braunen Augen halb von Reue, halb voll Lust.

Ich aber sprach also zu ihm: „Höre zu, heute sollst du zeigen, ob du deiner Ahnen würdig bist, deren du viele hast, und deiner braven Eltern, Rüdemann Watzmann und Rüdemann Loni. Zwei Preise hast du dir trotz deiner Jugend schon errungen, aber wenn du nicht brav schließt, vorliegst und würgst, dann sind wir geschiedene Leute. Merke dir, was ich dir sage: Schönheit vergeht, doch Schneid, der besteht. Zerfetzte Behänge und Narben zieren den Dackel, Feigheit aber schändet ihn, die überlaß den Möpsen. Und nun komm

und laß dich anleinen; denn sonst macht ihr drei Unfirt und jagt uns die Füchse fort.“

Hinter dem Moor, in einem lichten Kiefernstangenholz, liegt Malepartus. Unzählige Geschlechter derer Murrjahn von Grimbart und Rotwoß von Keineke haben hier schon gehaut. Oftmals hat hier der Hals scharfer Seckel und giftiger Serrier ertönt und das Knirschen der Schaufel, oftmals ist es den Räubern an den Hals gegangen, aber immer wieder wurde die Burg bezogen. Denn fest ist sie und geräumig. Viele Tore und Pforten hat sie, enge und weite Röhren, tiefe Kessel und versteckte Verließe, die Räuberburg, die über fünfzig Schritte weit sich unter den Wurzeln der Kiefern hinzieht.

Vor dem Stangenholze liegen große Bündel abgeschnittener Zweige. Schnell werden die Hunde abgelegt, schnell fassen wir, der Sohn des Pächters, die beiden Jagdaufseher und ihre zwei Gehilfen, zu, und in wenigen Minuten sind die zwanzig Röhren verlegt, und über Malepartus ist der große Belagerungszustand verhängt.

Na, das sieht ja recht niedlich hier aus. Überall Junghasenreste, Knochen und Federn von Rebhuhn und Ente, Riebiß und Birkenhenne; hier verwesen sogar die Überreste eines alten Hasen, und im Graben liegt ein Rehlauf. Es ist die höchste Zeit, daß mit dem Raubrittertum aufgeräumt wird.

Es wird Kriegsrat gehalten. Die Hunde werden angeleint. Jämmerlich fiept Heye, die alterfahrene

Hundedame; denn sie weiß, um was es sich handelt. Ihre Tochter jault auch ein bißchen mit, aber Muck buddelt sich ein Lager und schläft. Der Hund ist mir überhaupt zu artig. Wenn er nur einschlägt!

Nun wird Here geschnallt. Wie der Blitz ist die Kleine an den Röhren, schnüffelt hier, schnüffelt da, und jetzt fängt sie an dem einen Hauptrohr an zu scharren. Ihr Herr nimmt die Zweige heraus, und ohne Besinnen schließt die Hündin ein. Wir stehen und warten. Der Wind, der dumme Wind, wenn der nicht wäre. Der brummt zu sehr in den Bäumen und bringt noch dazu vom Dorfe das Geklaffe der Hunde an unsere Ohren. Dazu quarren die Frösche in der Tränkekuhle auf der Wiese, die Ruhtauben kurren, die Lerchen singen, der Pieper schmettert; wie kann man dabei hören, was unter Sage vor sich geht? Da, hörch! Die Hündin gab Hals. Aber wo? Alle sieben Mann verteilen sich, werfen sich auf die Erde, kratzen den Bodenbelag fort und legen die Ohren auf den Boden.

„Hier ist sie“, schreit der alte Jagdaufseher und klopft fest mit der Hand auf den Boden, „ich höre sie ganz genau.“ Und schnell öffnet er das nächste Rohr, legt sich platt davor und ruft hinein: „Hu faß faß, Here, hu faß, so recht, so brav, hu faß faß, hu faß!“

Alle stehen wir um ihn herum, muckmausestill, tief gebückt. Der Alte hat recht; das ist Here. Wie fern das klingt, als ob sie hinten im Dorfe laut wäre. Aufmunternd trampelt ihr Herr den Boden. Jetzt ist wie-

der alles still unter uns. Doch war das nicht eben da hinten? Natürlich! Doch nein, da oben war es. Oder dort, oder da, oder hier wieder? Die Jagd geht um. Die Hündin kriegt die Füchse nicht fest.

Wieder alles still. Eine Viertelstunde lang, noch eine. Wir haben längst gefrühstückt, haben eine Flasche Dünnbier getrunken, haben schon eine Pfeife leer, und nichts haben wir gehört. Eine Viertelstunde liegen wir verteilt und horchen in die Erde hinein, aber nichts, nichts und wieder nichts. Am Ende sind die Füchse nicht da, oder sie haben sich verflüftet, oder die alte Füchsin hat die Hündin zu Tode geschlagen oder hat sie eingescharrt? So fragen wir bekümmert.

Da, war sie das nicht? Huf, huf, huf, klang es. Oben am Graben war es. Nein, hier unten. Und Standlaut! Sie hat ihn fest. Alle klopfen wir den Boden. Jawohl, Standlaut! Hier wird durchgeschlagen. Die Schaufel knirscht, die Schollen fliegen. Erst braune, anmoorige, dann aschgraue, Bleisand, dann gelbe. Da ist das Rohr. Vorsicht, nicht die Hündin treffen! Der alte Jagdaufseher kniet in dem Durchschlag und erweitert das Rohr mit der schwieligen Hand. Pfui Teufel! In eine schmierige Masse hat er gepackt. Ein verwesenes Birkehuhn faßt er.

Da kommt etwas Gelbes aus dem Rohr, Here. Aber und über voll Sand, hechelnd, jappend steht sie da, das kleine Ding. Sie schöpft frische Luft, schüttelt den Sand ab und schließt wieder ein.

Aber was ist das? Jetzt ist es ja da unten laut. Die

ganze Arbeit ist vergebens. Schnell ein paar Zweige in den Durchschlag und dort unten durchschlagen. Gerade stoßen wir auf das Rohr, da ist die Hündin wieder anderswo laut. Noch ein Durchschlag. Und kaum ist der halb fertig, da ist sie schon wieder anderswo, und so geht es sechs-, siebenmal. Und jetzt scharrt es hier, wir öffnen das Rohr, und ganz matt kommt Heze zum Vorschein, legt sich auf die eine Seite und hechelt.

Wir holen ihr Wasser, putzen ihr Augen und Nase vom Sand rein, geben ihr ihr Frühstück und leinen sie an. Sie muß erst ein Schläfchen machen. Und auch wir fühlen unsere Knochen. So frühstücken wir noch einmal und machen uns ein bißchen lang.

Dann kommt Gretchen an die Reihe. Erst weiß sie so recht nicht, was sie soll, die zweijährige kleine Dame, aber als sie erst die Fuchswitterung kriegt, da schließt sie brav ein.

Über Glück haben wir heute nicht. Durchschlag über Durchschlag, und immer noch nichts. Schon ist Mittag längst vorüber, schon knurrt der Sauber zum zweitenmal, schon ist der Junge zum zweiten Male nach Süßbier geschickt, und immer hängt noch kein Fuchs an der Kiefer. Schon lassen wir sieben unsere Ohren hängen.

Endlich Standlaut! Wieder knirscht die Schaufel und die Schollen fliegen. Und jetzt stimmt's. Die Hündin liegt fest vor. Etwas weiter links, da ist sie. Nein, mehr dahin! Doch nicht, links war richtig. Da ist das

Rohr. „So recht, mein Gretchen, so brav. Hu faß faß, hu faß faß, so recht!“

Breite Hände räumen den Sand fort. Hell klingt der Hals der Hündin, aufmunternd schreit es herab: „So recht, Grete, so brav, mein Hund, hu faß faß, hu faß!“

Noch ein paar Handvoll Sand weg, da liegt sie, ein gelber, zuckender Klumpen. Zärtlich wird sie abgeliebelt von der Hand ihres Herrn, wütend geht sie vor und weicht vor den Schlägen des Fuchses zurück, deutlich hört man sein giftiges Redern.

Eiß! Sie ist geschlagen. Hu faß faß, hu faß! Noch einmal geht sie vor und weicht nicht zurück. Sie hat ihn gewürgt. Und gut gefaßt, gerade mit dem Todesgriff über den Nacken. Und wie fest sie ihn hält, als sie am Nackenfell ausgehoben wird! Wütend schlägt sie sich den toten Jungfuchs um die Behänge. Neugierig kommt mein Muck näher. Sofort hat sie ihm einen gestochen. „Fang dir selbst was, dann hast du was“, heißt das.

Eine kleine Pause für unsern Durst. Dann kommt Heze wieder an die Reihe. Diesmal geht es schneller. In einer Viertelstunde liegt sie fest vor. Schnell wird durchgeschlagen, und sofort erscheint die Hündin, rückwärts herauskriechend, den toten Fuchs im Rachen. So recht, Heze!

Weiter in der Arbeit! Den nächsten soll Muck würgen. Aber er zeigt wenig Schneid. Er fürchtet sich vor den engen, dunkeln Röhren, in denen es so streng

füchfelt. Aber wie Grete, die den Fuchs wieder festmachte, abgehoben ist, da schließt er, erst zaghaft, dann ganz brav und liegt gut vor. Was die andern können, kann ich auch, denkt der kleine Mann.

Ei! Da hat ihn der Fuchs geschlagen. Das ist ihm doch zu frech! Er geht vor, der Fuchs federt giftig, aber zum letztenmal; denn der Blondlockige hat ihn übers Genick gepackt und wird mit dem toten Feind hervorgezogen.

Noch ein Jungfuchs wird von Grete gewürgt. Vier haben wir. Zwei stecken noch drin, und vielleicht noch die Füchsin. Aber der Tag geht seinem Ende zu. Die Schlagshatten der Kiefern verlängern sich, schon lockt die Himmelsziege in der Wiese, und wir müssen weg.

Eine kurze Wagenfahrt, ein Stehschoppen im Bahnhof, dann ins Coupé. Die Hunde verschlafen wieder die Fahrt. Muck jagt im Schlaf. Schließlich wacht er auf, reckt sich und leckt meine Hand.

Ich liebe ihn ab. Für den Anfang war's schon ganz brav, kleiner Mann. Du wirst gut werden!

IX

Wittbart

Es sah seit einigen Tagen so aus, als ob es Frühling werden wollte. Im Holze ließ der Haselbusch seine gelben Troddeln lang hängen, die Blaumeiße pffiff vom höchsten Eichenast, um die Mittagszeit flogen goldene Falter, Leberblume und Windröschen schoben blaue und weiße Köpfschen aus dem feuchten Fallaub, und über den Wipfeln scherzte rauh rufend ein Rabenpaar. Auch über die Feldmark ging der Frühling hin, lockte auf den Brachen das weiße Tausendjörnen, an den Grabenborden den gelben Hufblattich hervor. Die Grasfrösche murrten in den Viehtränken, die Hasen jagten sich auf der hellgrünen Saat, über den Sturzacker tänzelte das Ufermännchen, der Rebhahn strich lockend von Stück zu Stück, und Lerche um Lerche stieg singend in die Luft.

Müsedot, der Bussard, der auf einem Maulwurfs- haufen blockte und auf eine Maus paßte, fand, daß es jetzt anfangt, nett auf der Welt zu werden. Die Sonne schien so schön warm, daß die Mäuse heraus und die Maulwürfe höher kamen; Frösche gab es schon genug, und die Pflugschar warf Engerlinge heraus. Er legte den Kopf in den Nacken, schüttelte sein Ge-

fieder, reckte die Flügel und dachte: es läßt sich schon leben. Da kriegte er einen so furchtbaren Schreck, daß er fast von dem Maulwurfshausen herunterfiel; denn hinter ihm gab es plötzlich ein Sausen und Brausen, und ein riesiger Schatten fiel auf die grüne Saat. Siligt strich er ab, haakte hoch auf einem Fichtenzwipfel auf und äugte hin und her nach dem Störenfried.

Er gewahrte ihn bald, einen großen, gelb und weiß flimmernden, sich scharf gegen die sonnenbeschienene junge Saat abhebenden, unbeweglichen Fleck. Er wußte nun, wer ihn gestört hatte. Wittbart war es gewesen, der alte Trappenhahn. Den ganzen Winter über hatte er ihn nicht gesehen, den Alten. In jedem Spätherbste verschwand er plötzlich, und ebenso plötzlich war er wieder da, dieser dicke, aufgeblasene Vogel, dieser ungehobelte Flegel, der ihn jedesmal wegjagte, wenn er in seiner Nähe auf Mäuse paßte.

Wittbart stand eine volle Viertelstunde steif und still da, nur ab und zu den schnurrbärtigen Kopf drehend und nach rechts und links und hinter sich sichernd. Alles wurde er gewahr, was höher als die Saat war oder anders gefärbt, den Kopf des Rebhahnes, der daraus hervortauchte, die Löffel des Hasen, die sich darin erhoben, die Bachstelze, die in der Furche entlang wippte, den Steinschmäger, der darüber hinweghuschte, und die Maus auch, die unter ihm aus dem Loche sah. Dreimal steckte sie den Kopf heraus, dreimal zuckte sie zurück, dann sprang sie her-

aus, und in demselben Augenblick fuhr Wittbarts Schnabel herab, und um dieselbe Sekunde, als die Maus bei dem Loche war, war Wittbarts Schnabel auch da; einmal quietschte sie noch, dann verschwand sie in dem breiten Rachen.

Der schnurrbärtige Kopf drehte sich wieder nach links und rechts und nach hinten, dann senkte er sich, der breite Schnabel schnitt Büschel um Büschel von der Roggenfaat ab, nahm hier eine Raupe, da einen Käfer mit, aber immer fuhr dazwischen der Kopf wieder hoch und sicherte ringsum die Gegend ab, ob sich nichts Verdächtiges zeige; denn Wittbart traute niemals dem Landfrieden. Mutter Scharrut hatte ihm die Anfangsgründe der Vorsicht beigebracht, und das Leben hatte die weitere Ausbildung darin übernommen.

Die Welt war gemein, das stand für Wittbart fest, vorzüglich der Mensch. Da hinten, vor dem Holze, ging so ein zweibeiniges, federloses Geschöpf hin. Es hatte Röcke an und ein rotbuntes Kopftuch um; aber trotzdem traute Wittbart ihm nicht; er kannte das. Als ihm der Bart wuchs, war auch einmal so ein Wesen in Röcken und Kopftuch laut singend den Koppelweg entlang gekommen, die Harke auf der Schulter. Wittbart hatte es ruhig bis auf achtzig Schritte herankommen lassen, und auf einmal ließ es die Harke fallen, es frachte zweimal, und Wittbart flog allerlei unangenehmes Zeug zwischen das Gefieder, schrammte ihm die Brust und riß ihm drei Schwungfedern aus. Seit-

dem hatte er genug von den Menschen, mehr als genug.

Plötzlich wurde sein Hals noch länger. Auf der großen Rodung links, wo im Herbst der Dampfpflug gewühlt hatte, schoß ein silbergraues Ding aus dem fahlen Grase, verschwand, schnellte wieder auf, verschwand wieder und kam abermals zum Vorschein. Und nicht weit davon leuchtete noch so ein Ding auf, und ein Endchen dahinter ein drittes. Wittbart wußte, daß das Glatthost, Feinsoot und Gries Hals sein mußten, drei ihm gut bekannte Hennen.

Einen Augenblick äugte er nach der Richtung, in der die Frau verschwunden war, und nach links und rechts, dann schüttelte er sein Gefieder, knickte mit dem Halse auf und ab, legte ihn auf den Rücken, fächerte den bunten Stoß, drehte die geblähten Schwingen nach vorn, brummte dumpf und rannte, sein Gefieder laut erschwirren lassend, in schaukelndem Gange über die Saat, daß Erde und Blätter umherflogen und sechs Hasen im Umkreise Männchen machten; denn Wittbarts schwere Füße ließen den Boden erdröhnen. Auch die drei silbergrauen Dinger auf der Rodung fuhren empor, als sie den schwarzgelbweißen großen Ball über die grüne Saat taumeln sahen, und es wurden sogar vier.

Das letztere war Buntflunk, ein dreijähriger Strapenhahn. Vor einem Jahre hatte Wittbart ihn übel zugerichtet, und einsam hatte er Sommer und Herbst zugebracht. Als aber Wittbart beim ersten Schnee ver-

schwand und sich wer weiß wo herumtrieb, hatte Buntflunk die drei Hennen für sich gewonnen und dachte gar nicht daran, diesmal wieder den Platz zu räumen. Er blähte seinen Hals, sträubte den Schnurrbart, richtete die Flügel auf und tanzte einen drohenden Tanz.

Der bunte Ball dort unten auf der Saat sank auf einmal auf die Hälfte seines Umfanges zusammen, und aus ihm heraus schoß der lange Hals und der dicke, schnurrbärtige Kopf Wittbarts. Immer länger wurde der Hals, immer enger legte sich das Gefieder zusammen, immer tiefer sank der Bart herab. Dann streckte sich der lange Hals, die Flügel lüfteten sich, Wittbart rannte ein paar Schritte vorwärts, holte sich mühsam Luft und sauste dann mit mächtigen Flügelschlägen bis vor die Rodung. Da stand er und reckte den Hals, und vor ihm reckten sich vier andere Häse. Ja vier; denn Buntflunk hielt stand. Etwas bänglich war ihm ja wohl zumute, als der alte Kaufbold angefaust kam, doch er blieb auf seinem Platz.

Aber da hielt es Wittbart für angemessen, dem Jüngling Ehrfurcht vor dem Alter beizubringen. Wie der Blitz fuhr er auf ihn los, rannte gegen ihn an, hackte, kratzte und prügelte mit den Schwingen. Aber Buntflunk war auch nicht faul, er gab es reichlich zurück, teilte manchen Biß und Schlag aus, und hüben und drüben flogen breite, bunte Federn wie große Schmetterlinge empor und senkten sich in das Gras. Dreimal ließen die Rämpen voneinander ab, dreimal gingen sie gegeneinander an, beim dritten Male kam

Buntflunk zuunterst zu liegen, erhielt Biß um Biß und rannte, von Wittbart wütend verfolgt, davon, um sich dann aufzunehmen und abzustreichen.

Der alte Hahn aber stand da und äugte ihm nach; er ließ die Flügel hängen, hatte den Schnabel offen, jappte heftig, und sein Herz schlug so laut, daß die Hennen es vernehmen konnten. Dann ordnete er sein Gefieder, äste etwas junges Kraut, kratzte sich ausgiebig, reckte sich und tanzte den drei Hennen einen altmodischen, wilden Tanz vor, der sie so entzückte, daß sie den hübschen Buntflunk, der da weit oben auf der Blache stand und vor Wut und Scham fast plakzte, bald vergaßen.

Weit davon hinter dem einzelnen Dornestrüpp an dem Grabenrand kniete ein Mensch, ein junger Bursch von achtzehn Jahren. Seine Stiefel und Hosen, seine Ellbogen und seine Toppe waren voller Ton und Schmutz; auf seiner Backe waren drei rote Schrammen, aus denen das Blut herauslief und sich mit dem Schweiß mischte, der dem Jüngling unter dem Blondhaar hervorquoll. Mit den tonbeschmierten, zerkrakten Händen wuschte er sich das Gesicht ab und schmierte sich nur noch schlimmer voll. Vorsichtig schob er die Büchse vor sich her und rutschte, Wasser und Schlamm nicht scheuend, vorwärts, ab und zu liegenbleibend, um sich den Schweiß abzuwischen oder einen Schluck Wasser aus einer tieferen Stelle des Grabens aufsaugend oder wartend, bis sein klopfendes Herz sich beruhigt hatte.

Wo der Brombeerbusch in den Graben hineinzing, machte er wieder halt. Vorsichtig richtete er sich empor, erst auf die Hände, dann etwas höher, bis er kniete und durch den Busch hindurchsehen konnte. „Noch zu weit“, flüsterte er und spähte vorsichtig den Graben entlang, bis seine Augen hundert Schritte weiter an einem Steinhäufen hängenblieben, neben dem einige Büschel gelben Bandgrases standen. Einen Blick warf er noch dahin, wo Wittbart stand, dann verschwand er wieder und rutschte weiter, über nassen Sand, durch klebrige Tonbänke, die aus den Maulwurfslöchern herausgeflossen waren, durch grüne Algen und blankes Wasser. Manchmal schauderte er etwas zusammen, wenn das Wasser ihm zu sehr Brust und Schenkel näßte, aber schließlich langte er bei dem Steinhäufen an.

Dort verschnaupte er erst eine Weile. Dann zog er den Mündungsdeckel von dem Büchsenlaufe, klappte das Fernvisier auf, drehte den Sicherungsflügel herum und richtete sich dann Zoll um Zoll empor. Als sein Blondhaar sich mit dem blonden Gras mischte, trübten sich seine Augen; denn alle vier Trappen sicherten nach ihm hin. Aber da hörte er weit hinter sich einen Peitschenschlag, und seine Stirn glättete sich wieder; denn nun wußte er, daß die Aufmerksamkeit der Trappen nicht ihm galt, und befriedigt sah er, daß eine nach der anderen wieder ihre Weide nahm.

Behutsam nahm er einen Feldstein nach dem anderen aus dem Steinhäufen, bis er freies Schußfeld

hatte; dann schob er, als alle Trappen einen Augenblick die Köpfe unten hatten, den Lauf in die Lücke und rückte sich zurecht, bis seine Backe am Kolben lag. Scharf klang der feine Ton des Stechers durch das leise Rascheln des Bandgrases, und ganz sacht drehte sich die Laufmündung ein kleines bißchen nach rechts. Einen Augenblick zitterte der Büchsenlauf, dann lag er wie angeschraubt, und schon sah der Schütze über Visier und Korn Wittbarts blanke Brust und fühlte mit den Fingern nach dem Stecher: da setzte sich eine Fliege vor das Korn.

Jähle Röthe schoß in das junge Gesicht, und naß perlte es unter dem Blondhaar hervor. Endlich surrte die Fliege fort, und wieder sah der Schütze über Visier und Korn Wittbarts breite, blanke Brust. Schnell tippte der Finger an den Stecher, kurz klang der harte Schuß, ein feines Rauchwölkchen zog über die Saat, und mit weit aufgerissenen Augen sah der junge Jäger dahin, wo die Trappen standen. Drei waren es nur; sie standen wie versteinert; dann rannten sie voran, machten einige plumpe Sprünge und strichen ab.

Und aus dem Graben flog der Jäger, lief über die grüne Saat, sprang über den Quergraben, fiel, sprang wieder auf und kam keuchend und atemlos auf der Mitte der Rodung an. Mit wilden Augen sah er um sich, dann stieß er einen Jubelruf aus, lehnte die Büchse an einen Baumstumpf und fiel neben Wittbart auf die Knie, der zwischen Gras und Erdschollen dalag, den Stoß noch halb gefächert, die Flügel breit

ausgebreitet, still und stumm, den Hals mit dem schnurrbärtigen Kopf weit von sich gereckt.

Rasch faßte der Jüngling ihn an die Ständer, ihn aufzuheben, ließ ihn aber wieder zurückfallen: „Dreißig Pfund und mehr“, sprach er lachend, „zu Hause werden sie die Augen aufreißen.“ Dann sah er nach der Uhr und kratzte sich hinter dem Ohr, hing die Büchse um, wuchete Wittbart über die Schulter und stieg mit schweren Schritten dem Schlosse zu.

Da saß man längst beim Nachtsch, und der Vater meinte schon zum dritten Male: „Wo der Otto, der Bengel, bloß steckt; na, dem werd' ich den Kopf waschen.“ Aber als die Tür aufging und ein über und über schmieriges, zerkratztes, schweißtriefendes Jungensgesicht darin auftauchte, als zwei schmierige Fäuste den Hahn hochreckten und eine rauhe, verdurstete Stimme rief: „Der olle Hahn, ich hab' ihn, den Ollen, krieg' ich nun auch 'n Hirsch?“, da lachte der Vater und rief: „Weidmannsheil!“

Der Bornbusch

Zwischen den Städten Walbrode und Kethem liegt das Dorf Groß-Gilstorf am Abhange eines gewaltigen, an Geschieben reichen, heidwüchfigen Dünenzuges, den die Aller hier aufbaute.

Wo die Düne aufhört, beginnt das Moor. Einst war es eine fast ganz geschlossene Fläche von dichten Gagelbüschen, hier und da von einer krausen Kiefer und schlanken Birke oder durch einen größeren oder kleineren Weidenbusch oder Erlenhorst unterbrochen.

In den letzten Jahren haben die Bauern eine Bresche nach der andern in das Moor gelegt; sie haben die Büsche gerodet, Gatter gezogen und das Vieh hineingetrieben, das den Boden gleichmäßig zertrat und düngte. Kleesamen brachten die Ummern und Finken, und so ist eine Wiese neben der anderen entstanden.

Einen Busch nur hat das Beil des Bauern verschont, den Bornbusch, das winzige Wäldchen zwischen der dürren Düne und dem Moor. Der Boden ist dort zu naß, und die Erlenbüsche sind nicht viel wert, und so blieb der Busch leben, während unten am Kanal alles sterben mußte, was Laub und Nadeln trug.

Als ich dieses Fleckchen Erde für mich entdeckte,

war ich todmüde und verdrossen. Ich war vor Tau und Tag aufgestanden, hatte klappernd und frierend im Schirm gefessen und auf den Birkhahn gewartet, aber es war ein toter Morgen. Die Bekassinen meckerten nicht, kein Riebitz rief, keine Heidlerche dudelte, und dem Brachvogel verging die Lust zum Flöten.

Später, als die Sonne kam, lebte alles auf, was sich vor dem Ostwind verkrochen hatte. Ringsumher kullerten die Hähne, gurrierten die Ringeltauben, sangen Pieper und Ammer, Fink und Lerche, die blühenden Gagelbüsche leuchteten wie frisch getriebenes Kupfer, die jungen Birkenblättchen glühten wie Smaragden, ich aber sah und hörte nichts und sehnte mich nach dem Bett; denn drei Nächte hintereinander war ich um ein Uhr aufgestanden.

Da kam ich an dem Bornbusch vorbei, und weil das Erlengebüsch mir fließendes Wasser verkündigte, so ging ich darauf zu. Mit einem Schlage waren üble Laune, Müdigkeit und Durst vorbei; denn was ich da vor mir sah, das war zu schön.

Mitten im braunen Heidkraut lag ein tiefes, großes Quellbecken mit schön geschwungenen steilen Ufern, ganz und gar von dem Bergmilzkraut mit dem frischesten, saftigsten Grün und dem goldigsten, fröhlichsten Gelb überpolstert. Mächtige Farnkrautstöcke erhoben sich an dem Rande des Beckens und entrollten ihre goldschuppigen Wedel. Rund um die klare Quelle wucherte feistes Bachbungenkraut und fetter Sauerampfer.

Lange saß ich da und sah mir diese entzückende Oase an, und dann ging ich am Rande des Bächleins entlang, dessen Ufer üppiger junger Pflanzenwuchs bekleidete und das sein klares Wasser lustig über gelben Kies, bunte Steinchen und grüne Fiederblättchen springen ließ, bis es sich unter blühenden Schlehenbüschen durchwand und an glänzenden Stechpalmen, purpurnen Brombeerranken, jungen Himbeersprossen, fetten Weidenröschenssprößlingen und ernstem Wacholder vorbeischlängelte, den Wiesen zu, deren Staugräben es füllte.

Eine Woche lang jeden Tag war ich dann am Bornbusch, machte immer neue Entdeckungen und wurde nicht müde, still unter einem Busche zu kauern und allem zuzusehen, was da schlüpfte und hüpfte, kroch und flog, und allem zuzuhören, was da risselte und raschelte, pfiß und flötete, zirpte und zwitscherte.

Ganz früh am Morgen war ich da, ehe die Dämmerung über die Düne schlich. Um mich herum lockten und meckerten die Bekassinen, klagten die Riebitze, trommelten und fauchten die Birkhähne. Wenn es Tag war, sah ich die Mooreule über die Heide fliegen; mit gellendem Gemedek warf sie sich hinunter und stieß ihr Weibchen hoch, und dann strichen beide weiter.

Vor mir im weiß blühenden, dicht begrüntem Traubenfirschenbusch schlug Frau Nachtigall. Unten im Moor schlug eine andere, am Torfabstich eine dritte; ein Duzend zählte ich aus dem großen Konzert heraus. Um meine Stiefel schnurrt der Zaunkönig, im

Bächlein badet ein Hänflingspaar, auf dem grauen Findelsteine zertrümmert die Singdrossel eine Schnecke, in der hohen Erle zwitschert der Stieglitz.

Die Sonne wird wärmer. Da sausen zwei Ringeltauben heran; der Täuber tanzt über mir herum, klatscht mit den harten Schwingen, fällt in der Erle ein und trommelt sein dumpfes Lied. In dem Birkenbusch klettert der Sumpfrohrsänger auf und ab, seine krause Weise schwabend, und über ihm in der Esche schlägt der Buchfink.

Die Ringeltauben stiegen ab, ein Turteltaubenpaar streicht heran. Zärtlich schnurrt der Täuber, aber als die Umsel gellend zetert, unterbricht er sein Geschnurre. Heftig warnt jetzt auch das Rotkehlchen, der Weidenlaubfänger im blühenden Schneeballbusch hilft ihm dabei, und sogar der Grünspecht, der an einem Grasbusch hockte, stößt seinen Angstruf aus.

Und jetzt fällt ein Schatten vor mich hin; der Sperber, der Strauchritter, schwenkt um den glibernden Stechpalmenbusch und haft in der krummen Birke auf. Es dröhnt der Schuß, und im Sande schlägt der Räuber die bunten Schwingen und fächert den gestreiften Stoß. Rundumher ist alles stumm geworden, aber bald ist das laute Leben wieder im Gange.

Stare schnurren heran und trinken. Eine graue Bachstelze wippt über die Milztrautpolster, der Baumpieper fällt schmetternd auf den Rosenbusch ein, ein Heidlerchenpärchen trippelt über die Sandblöße. Dann schwirrt es laut hinter mir, fällt rasselnd in das Vor-

jahrblaub, ich höre seltsame gluckfende und fichernde Söne und dann ein hastiges Getrippel, und jetzt rennt es an mir vorüber, das Feldhuhnpaar, und verschwindet in der Heide.

Am Nachmittag war ich wieder da. Ich traf es gut. Raum saß ich in meinem Versteck, da warnte die Dorngrasmücke. Aber sie beruhigte sich bald; denn es war nur der Sturmfalke, der sie erschreckte. Aber als die gelbe Bachstelze so heftig schimpfte, da faßte ich das Gewehr, ließ es aber wieder sinken. Der Ruckuck schlüpfte durch das Buschwerk, mit den gelben Gieraugen nach Nestern spähend.

Ganz still saß ich da und rauchte, und die Zeit wurde mir nicht lang. Erst kam einer der vielen Störche von Groß-Häuslingen und wollte an dem Quell auf die Froschjagd gehen, aber ich jagte ihn weg. Dann kam ganz vorsichtig die Elster angestrichen und schlüpfte nach langer Zeit in ihre Burg, die sie mitten in den dreimännerhohen Schlehenbusch gebaut hatte, dessen sparriges Dorngezweig alle Versuche der Eilstorfer Jungen, die Eier zu rauben, vereitelte.

Eine Koblmeise verirrt sich hierher und hämmerte mit großem Getöse an dem trocknen Ast des Spindelbaumes herum, und so schnell wie ein Wiesel huschte plötzlich das gefleckte Sumpfhuhn durch die Seggenbüsche. Dann plumpste etwas aus der Luft herab, und nach einer Weile stocherte eine Bekassine zwischen den roten Krötenbinsen umher und entschwand meinen Augen im Gefräut.

Im Moore erscholl ein lautes Flöten, voll und rund, und setzte sich in ein weiches Trillern um. Zwei große Schatten fallen über das Quellbecken, und dann läßt sich der große Brachvogel dort nieder. Unbekümmert um ihn singt die Goldammer weiter; aber als hoch in der Luft die Rohrweihe vorübersegelt, da stürzt sie sich in den Busch, und das Rohammerpaar verschwindet in dem vorjährigen Schilf.

Der Brachvogel hat sich erhoben und ist fortgestrichen, aber nun ist Trinkzeit, und jeden Augenblick kommen neue Gäste. Erst eine Krähe, die eine junge Waldwühlmaus fängt, dann zwei Grünfinken und eine Haubenmeise. Drüben zwischen den bunten Steinen rennt der Steinschmäher umher, neben mir turnt ein Paar Schwanzmeisen in der Eberesche; als ich einer schnell dahinschlüpfenden Walbeidchse nachsehe, erblicke ich in dem dünnen Laube einen schwarzen, glänzenden Punkt, das linke Auge der Nachtschwalbe, die es sich da in der Sonne behaglich sein läßt.

Aber mir fliegen lustig zwitschernd die Rauchschwalben hin, einzelne Hauschwalben zeigen sich auch, mit viel Lärm erscheint ein Flug Uferschwalben, oben in der Luft schießen schrill schreiend die Segler dahin, und unsichtbarer Feldlerchen Gesang perlt herab. Der rotrückige Würger kommt mit einem Mistkäfer an, spießt ihn auf einen Schlehdorn und verschwindet ebenso heimlich, wie er gekommen ist, während der Raubwürger auf der Spitze der hohen Wacholder-

pyramide thront und eifrig Umschau hält, ob auch ringsumher alles ordentlich hergeht.

Jetzt warnt er und flattert von seinem Wartturme fort, denn er hat den Mäusebussard erspäht; der möchte gern an der Quelle auf Mäuse lauern, aber der Würger läßt ihm keine Ruhe, und geärgert streicht der Raubvogel ab. Dohlen, die den Eilstorfern zum Arger in den Schornsteinen nisten, kommen zur Tränke, eine Sumpfmeise zimmert an dem faulen Erlenkstumpf, ein Hausrotschwanz, der unten im Moor bei dem Bauern brütet, macht einen Abstecher nach dem Bornbusch und ärgert sich über das alberne Geschwätz und die dummen Fragen des Eichelhäherz, und schließlich hüpfst sogar ein Blauehlchen zum Wasser. Es sieht plustringig aus; Krankheit hat es abgehalten, seinen Genossen zu folgen, die neulich hier einige Tage sich aufhielten.

In den hohen Riefen auf dem Dünenkamm läßt der Schwarzspecht seinen Glockenruf erklingen, und auf der höchsten Riefer ist ein großer heller Fleck, ein Reiher, der auf dem Flug zur Aller Pause macht. Es dämmert schon etwas. Die Tannenmeisen in der Rieferndickung sind stumm, und die Goldhähnchen kommen immer tiefer nach dem Boden hin. Ein heller Streifen schwebt über die Heide. Ich mäufele, und das Wiesenweihenmännchen streicht so dicht auf mich zu, daß ich in seine gelben Augen sehen kann.

Die Ahlenflucht naht heran. In der Dickung unkt unheimlich die Waldohreule, vom Gehöft her klingt

der Ruf des Steinkauzes. Überall locken und meckern die Bekassinen, in der Heide kullert ein Birkhahn, Krickenten streichen vorüber, Stockenten folgen ihnen, und im Gestrüpp hebt der Heuschreckensänger sein seltsames Liedchen an.

Als es ganz dunkel war, ging ich heim, aber am andern Tage war ich wieder da. Nur eine Stunde hatte ich Zeit, aber viel Schönes brachte sie mir. Zehn Schritte vor mir spazierte der Wiedehopf umher und jonglierte mit Würmern und Nacktschnecken. Den Fischadler sah ich über das Moor streichen, den Kollraben hörte ich rufen, ein Dompfaffenpaar kam zum Trinken, und als ich meinen Lauerposten verließ, das Gewehr abspannte und über den Bach sprang, da fuhr wie ein Schatten der Habicht an mir vorüber, der, unbemerkt von mir, hinter dem Gagelbusch ein Teichhuhn kröpfte, das er in dem verwachsenen alten Torfstich geschlagen hatte.

Acht Jahre bin ich an dem Bornbusch nicht gewesen, aber vergessen habe ich ihn nicht und will es bald wieder besuchen, mein kleines, grünes Paradies zwischen Moor und Geest.

Die Reiher

Südlich von Celle, nach Uetze zu, liegt das Kirchdorf Wathlingen.

Es ist noch so recht ein Dorf nach alter Art, ein Dorf, an dem man seine Freude haben kann. Kein häßlicher Backsteinrohbau entstellt es; wie aus der Erde herausgewachsen stehen die sauberen Fachwerkhäuser unter breitkronigen Eichen da.

Lange wird es vielleicht nicht mehr so bleiben, das alte Dorf. Schon sucht man in seinen Heiden und Brüchen nach Erdschätzen, fremde Mundarten klingen auf der Dorfstraße und in den Krügen, und wo sonst an milden Sommersonntagabenden die Mädchen ihre alten Lieder sangen, reihweise untergehaßt, da werden andere Klänge erschallen: das Dröhnen des Fallmeißels, das Donnern der Loris, das Heulen der Sirenen.

So wie es jetzt ist, ist es schöner, als wenn zischende Dampfwolken aus heißen Röhren durch die Wipfel seiner Eichen flattern und schwarze Rauchströme aus roten Schloten um die Kronen seiner Pappeln fliegen; seine stillen Sonntage werden dann verschwunden sein, findet der Diamantbohrer Kali oder die Pumpe Öl,

diese Sonntage, an denen die Menschen still und zufrieden vor den Türen sitzen und den Schwalben zuhören, die zwitschernd um die Giebel fahren, dem Ruckuck, der im Holze läutet, den Störchen, die bei ihren Nestern klappern, und den Reihern nachsehen, die trägen Fluges zur Fuhsse und Uller fliegen.

Die Störche und die Reiher sind die Wappentiere von Wathlingen. Es gab einst eine Zeit, in der jedes Dach im Dorfe ein Storchnest trug und manches sogar zwei. Seitdem aber mit den Strohdächern die Nester zur Erde mußten, blieb manches Storchpaar aus, und andere kamen nicht wieder, als man ihnen ihre Jungen nahm und sie den Handelsleuten verkaufte, die sie nach England schafften, dem storchlosen Lande. Aber zwanzig Paare mögen heute in Wathlingen noch brüten, und wo Heu aufgeladen wird, da stelzt ernst und würdevoll Herr Langbein zwischen den Leuten umher und fängt die Mäuse, Frösche und Käfer fort, die die Harke bloßlegt.

Auch Reiher gibt es nicht mehr so viele dort wie vor Jahren. Einst hegte und pflegte man sie liebevoll, hielt jede Störung von ihnen fern und verzeichnete genau, wieviel Horste besetzt waren. Das war zu jenen Zeiten, als man den schlauen Fischer mit dem Falken jagte. So manches bunte, wilde Bild mag sich dort oft geboten haben, wenn eine glänzende Reiterchar durch das Fuhsbruch sprengte, daß das Wasser hoch aufspritzte. Erspähten dann des Falkners geübte Augen den abstreichenden Reiher, so nahm er dem

Beizvogel die bunte, reichgestickte Haube ab, warf ihn mit hellklingendem Weidruf dem Wilde nach, und hinter dem Reiher, hinter dem Falken brauste dann die Jagd durch dick und dünn, über Sumpf und Sand.

Das war noch ein Kampf mit gleichen Waffen, Vogel gegen Vogel, Pferdehufe gegen Reihergeschwingen, Leben gegen Leben; so mancher Edelfalk, für viel rotes Gold von den isländischen Händlern gekauft, so mancher Blaufuß, um viele Pfund Silbers von den Falkenfängern aus Bederkesa erstanden, stürzte verendend aus der Luft herab, vom Dolchstoß eines Reihers getroffen, und oft, wenn der graue Fischer, die Fänge des Falken im silbernen, schwarzgefleckten Halbe, krampfhaft rudern zu Boden sank und mit roten Tropfen das grüne Gras färbte, umringt von dampfenden Rossen, hinter deren Mähnen aus erhitzten Gesichtern vor Jagdlust funkelnde Augen blitzten, dann lag auch wohl, dumpf stöhnend, mit zerschmetterten Knochen, ein junges Blut in Moor und Mulm, oder ein angstvoll schnaubender Gaul beschnupperte ein blaßes, blutbespritztes Gesicht im hohen Schilf.

Die Zeiten sind lange vorbei. Berthold Schwarz, der große Revolutionär in der Mönchskutte, gab dem Krieg und der Jagd eine andere Art. Armbrust und Saufeder, Bolzen und Spieß wanderten in die Rumpelkammer; Kraut und Lot lösten sie und den edlen Falken ab. Einige Zeit noch gab man aus alter Gewohnheit dem heimlichen Fischer Freibrief und Freistatt, ließ ihn seine Horste bauen und seine Brut groß-

zuzen; aber allzusehr eiferten die Nützlichkeitsfanatiker gegen den Fischereischädling, und so zog man los, mit Flinten und Büchsen aller Art, aß gut und trank noch besser, donnerte die Jungreihher hundertweise aus den alten Eichen herab und ließ sie liegen, den Füchsen zum Fraß und den Maden zur Mahlzeit.

Viele Reiherfiedlungen im Hannoverlande verschwanden ganz, andere schrumpften auf ein Restchen zusammen. Auch im Wathlinger Holze horsten nicht mehr, wie einst, über hundert Paare, etwas mehr als dreißig mögen es noch sein. In jeder Flußbucht legt man ihnen Eisen, in jedem Fischteich stellt man ihnen Fallen, kein Jäger gibt ihnen Quartier, jeder Fischer schwört ihnen den Tod; im nächsten Jahrhundert wird kein Reiher mehr zwischen Ems und Elbe horsten.

Noch aber hat der stolze Vogel hier und da eine Freistatt, und wen der Weg in die Nähe einer der Wälder führt, in denen die grauen Fischer noch hausen dürfen, der mache ihnen einen Besuch. Seltsam ist ihr Gebaren und sonderbar ihre Art, an Deutschlands Urzeiten gemahnt ihr Wesen, und an alte Tage erinnern die Stätten, wo sie siedeln; ein Stück Vorzeit in jedem Reiherwalde am Leben geblieben.

Wer rund um Wathlingen die gut bestellten Felder und schön gepflegten Wiesen liegen sieht, der ahnt nicht, daß eine halbe Wegestunde weiter ein solches Stück urwüchsigen deutschen Waldlebens liegt. Aber schlägt er den sandigen Birkenweg durch die Wacholderheide ein, der zu dem Forste führt, dann sieht er

schon einen der Riesenvögel mit vollem Kropfe zu Holze streichen oder ledigen Kropfes zu Flusse fliegen, oder mit heiserem Warnrufe von einer Randeiche abstreichen.

Allerlei Leben begegnet ihm im Walde bei jedem Schritt; den Schlag der Nachtigall übertönt der Schrei des Rotspechts, den Chorgesang von Fink und Meise, Mönch und Fitis unterbricht das dumpfe Trommeln der Hohltaube; der Drossel Lied, der Amstel Weise und des Pirols Geblöte verschwindet vor dem klingenden Ruf des Gabelweih. Huschten in den jüngeren Beständen vor seinen Tritten Kaninchen über den Weg, so fällt weiterhin im Forst sein Blick auf die Fährte von Rotwild und freute sich auf dem großen Schläge an den Rehen, die vertraut zwischen dem üppigen Ellernstockauschlag äßen, so überrascht es ihn, von einem Sumpfgraben den einsamsten unserer großen Waldbögel, den Schwarzstorch, abstreichen zu sehen.

Zu der Reiherfiedlung gelangt man, wenn man das zu den Fuhsewiesen führende Quergestell zur Linken einschlägt. Dort führt ein hölzerner Steg über den breiten Graben, und ist man ein Stück in den alten Eichenbestand eingedrungen, so vernimmt man bald ein Stimmengewirr eigener Art. Es klingt bald, als wenn eine Schar Gänse untereinander riefen, bald wie das Gegrünze einer Herde Schweine. Ein geübtes Ohr unterscheidet schnell die hellen Stimmen der Jungreihher von den tiefen Baßlauten der Alten.

Bürscht der Besucher sich vorsichtig, das zwischen hoch aufsprießenden Brennesseln und üppigen Springkrautbüschen massenhaft herumliegende Geknäd vermeidend, heran, so bekommt er bald einen der in den vom Eichenwickler kahl gefressenen Kronen stehenden mächtigen Horste zu Gesicht und kann alt und jung leicht beobachten.

In den äußersten Astgabeln mächtiger, glattschäftiger, efeuumsponnener Eichen oder in den Kronen schlanker, hoher Ellern stehen die Horste, mächtige, tiefe, halbeiförmige Bauwerke aus starken Ästen, innen mit feinerem Gezweig ausgelegt. Unordentlich und sparrig ist ihr Aussehen, aber dauerhaft und fest sind sie gearbeitet. Die Zweige um jeden Horst sind weiß getüncht von dem Geschmeiß der Reiher, deren ätzende Kalkbestandteile allen Pflanzenwuchs am Boden zerstören, mit Ausnahme der Nesseln, die gut dabei gedeihen.

Im ersten Frühjahr, wenn das Wasser der Fuhse noch den Boden des Bestandes bedeckt, erscheinen die Reiher aus dem Süden und machen sich wieder heimisch. Kreisend und polternd zanken sie sich um die Horste, flicken die alten aus, legen neue an, und bald darauf enthält jeder Horst drei bis vier hühnereigroße, hellblaugrüne Eier, aus denen dickköpfige, stachelkielige Junge auskriechen. Nun haben es die alten Reiher sauer; unaufhörlich gieren die Zwagen und können nicht genug Fische, Frösche, Mäuse, Egel und Larven hinabschlingen.

Wenn die Flügelfedern die Rieme durchbrochen haben, wagen sich die Jungreiher auf die Ränder der Horste, und sind die Schwingen voll entwickelt, dann fußen sie auch auf den benachbarten Zweigen, steif wie ein Pfahl verharrend, bis sie hinten über den Wiesen die Umrisse ihrer heranrudern den Alten erspähen; dann recken sie die langen, dünnen Hälse, zittern mit den mächtigen Fittichen, steigen auf die äußersten Spitzen der Äste und gieren den Alten entgegen, die mit vollen, tief herabhängenden Kröpfen herannahen. Heiser schnattern die Jungen, wenn die Alten den Fraß herauswürgen, und ein seltsames Konzert ertönt in den Kronen. Ab und zu entfällt der heißhungrig schluckenden Gesellschaft ein Bissen und poltert zu Boden, den Krähen und Gabelweihen ein bequemes Futter.

Der Besitzer des Gutes, zu dem das Holz gehört, läßt die grauen Fischer gewähren, soweit es geht. Ab und zu trifft ein Gast ein, der einige Reiher abschließen möchte, und dann gibt es ein Schreckensgeschrei und Angstgerufe in der Siedlung. Ringsherum tönt der heisere Warnruf, dumpfer Flügelschlag erklingt über den Eichen, Eschen und Ellern, gewaltige Schatten huschen über den sonnenbeschieneenen grünen Waldbodenteppich, und sowie der erste Schuß fällt, verdoppelt sich das Kreischen und Rufen, das Sausen und Fucheln in der Höhe. Hoch über den Kronen schweben die großen Vögel hin, ihre dunklen Fittiche schatten, ihre weiße Hälse leuchten, dort pol-

tert einer, der bei seiner Brut aushielt, laut rauschend fort, ein anderer fußt auf einer Randeiche, und bei jedem Schuß erhebt sich der Lärm von neuem.

Ziehen die Jäger ab mit ihrer Beute, verfolgt von summenden Mückenhaufen, dann kehren die alten Reiher zurück, und bald herrscht wieder derselbe Kinderstubenlärm wie zuvor. Aber ein Jungreihler nach dem anderen prüft die Flügel, ein Horst nach dem anderen wird leer, und wenn der Juli herannahet, dann wird es still im Wathlinger Holze; die alten und jungen Reiher verteilen sich, die einen fischen an der Fuhse, die anderen an der Aller, wieder andere streichen bis zur Weser, Ems, Leine und Elbe, und einige sogar bis nach dem ostfriesischen Küstenland und zu den Inseln der Nordsee, bis der Winter sie südwärts treibt.

Dann ist das Wathlinger Holz ein Wald wie jeder andere; doch wenn die ersten Weiden ihre goldenen Rätzchen entfalten, kehren die großen Vögel wieder zurück zum alten Heim am Fuhseufer.

XII

Die Otter

Jetzt wird es schön, denkt die Maus, die in dem krausen Stechpalmenbusch wohnt, der unter der breit-ästigen Hütteeiche steht.

Ein feines Versteck hat sie da. Die Hüttejungen haben sich dort eine Moosbank gemacht, in der eine Maus schon wohnen kann, vorzüglich, weil sich dort nebenbei immer allerlei zu fressen findet, das es anderswo nicht gibt, Brotkrümchen, Wursthaut, Käsebrocken, Apfelschale, Pflaumenkerne und sonst noch allerlei.

Es ist darum kein Wunder, daß die Waldmaus so kugelrund aussieht, trotzdem der Winter hart und lang war. Es wächst ja soviel Pfeifengras auf dem Damme, am Grabenrand wuchert die Heide; beider Samen finden sich in Masse. Der Wald ist nicht weit, und da liegen die Früchte von Fichte und Erle, Kiefer und Birke und dürre Beeren aller Art, und an allerlei Geziefer ist auch kein Mangel.

Wie schön warm es heute ist! denkt das rote Mäuschen und macht vor Freude einen Hopser nach dem andern. „Sitzt da nicht ein fetter Käfer? Natürlich!“ Schwupp, hat sie ihn, beißt ihn tot, reißt Flü-

gel und Beine ab und verspeist ihn, auf den Keulen sitzend und die Beute in den Vorderfüßchen haltend. „Und das da, das ist ja eine von den saftigen, bekömmlichen Raupen! Ach ja, die gute Zeit ist da!“

Genau dasselbe denkt das Ungetüm, das breit und faul unter dem Stechpalmenbusche liegt und sich von der Aprilsonne bescheinen läßt. Schon seit einer Stunde liegt die Kreuzotter da und läßt die Maus nicht aus den Augen. So, wie sie daliegt, sieht sie wie eine braune, mit schwarzen Moospolsterchen bewachsene Kiefernwurzel aus, und nur die roten Mörderaugen und die ab und zu hervorzuckende Zunge zeigt, daß es ein Wesen von Fleisch und Blut ist.

Vom Herbst bis zum Frühling lag sie steif und starr unter der Moosbank, und über ihr wohnte die Maus. Als die Sonne wieder warm schien, im Graben frisches Grün auftauchte und die Zitronenfalter flogen, erwachte die Otter, kroch aus ihrem Verstecke, trank sich am Tau satt und wärmte sich an der Sonne, bis sie wieder geschmeidig wurde. Dann kroch sie so lange zwischen den Heidekrautstengeln umher, bis ihre alte Haut als silbergraues Netzwerk darin hängenblieb, erholte sich von der Anstrengung und merkte dann, daß sie sehr hungrig war.

Sieh da, sieh da, eine Maus! denkt sie. Eben war sie da, jetzt ist sie dort. Mäuse sind flink, Ottern sind langsam; aber Mäuse sind unvorsichtig und Ottern haben Zeit. Die roten Augen gehen immer dahin, wo die Maus ist. Ganz langsam schiebt die Otter sich

vorwärts, dahin, wo die Maus eben hinsprang. Sie weiß, sie kommt denselben Weg wieder zurück. Da ist sie auch schon. Eine Fliege mit verkrüppelten Flügeln hüpfst hilflos im Sande hin und her. Das lockt die Maus. Ein Sprung, und sie hat die Fliege, und die Mahlzeit beginnt.

Langsam hebt die Otter den Kopf, blitzschnell läßt sie ihn nach der Maus zucken und schlägt ihr die Giftzähne in den Nacken. Das Mäuschen piept auf, läßt die Fliege fallen, macht einen Sprung und noch einen, fällt um, zittert und verendet. Langsam kriecht die Schlange näher, bezüngelt ihre Beute, reißt den Rachen auf, umfaßt den Kopf der Maus und würgt sie hinab. Dann kriecht sie auf ihren Lauerplatz zurück. Eine Stunde liegt sie fast regungslos da, dann aber kommt wieder Leben in ihre Augen. Ein Sumpfmeisenpärchen turnt in dem Schlehenbusch umher, der an der anderen Seite der Eiche steht. Behutsam schiebt das Untier sich voran; sind auch die Meisen oben im Busch, vielleicht kommen sie tiefer.

„Sieh, sieh da, da!“ ruft das Meisenmännchen und pickt ein Käupchen nach dem anderen aus den Blütenknospen. Aber da unten, dicht über der Erde, sind die Knospen schon aufgeblüht, und aus jeder dritten läßt sich ein dickes, fettes Käupchen an einem Faden in das Moos hinab. Immer tiefer turnen die beiden grauen, schwarzmützigen Vögelchen, und jetzt huscht das eine auf den Boden und pickt die Käupchen aus dem Moose. „Piep!“ sagt es auf einmal, flattert in

die Höhe, fällt herunter, schlägt mit den Flügeln, zittert und bleibt tot liegen. Entsetzt fliegt das Männchen näher, jammert schrecklich und flattert hin und her, und schließlich fliegt es zu dem Weibchen hin. Da schnellt der Otterkopf noch einmal aus dem wellen Grase heraus, und gleich darauf liegt auch das Männchen tot da.

Zwei Tage und zwei Nächte verdaut die Otter, dann bekommt sie neuen Hunger. Eine Wasserspitzmaus, die am Grabenrande nach Raupen sucht, fällt unter den Giftzähnen, und ein Moorfrosch, der sich an der Sonne freut und auf Mücken jagt, hat dasselbe Schicksal. Auch das Zaunkönigweibchen, das in dem Schlehenbusche nach Spinnen sucht, stirbt einen schnellen Tod, und die Feldmaus, die hastig durch das alte Laub huscht, hält mitten im Laufen inne, piept auf und fällt um. Die alte Otter war gar nicht dumm, als sie sich diese Stelle hier als Stand wählte; Feld, Moor, Weide und Wald stoßen hier zusammen, und so gibt es Beute von aller Art, Feldmäuse, Waldmäuse, Zwergmäuse, Spitzmäuse, vielerlei Frösche für den Notfall und so manchen kleinen Vogel. Es läßt sich hier schon leben.

Das meinen die Hütungen auch, die mit ihren Röhren angesungen kommen. Da ist der Wald, in dem es später allerlei Beeren und auch Nüsse gibt; hier ist der Teich, darin kann man baden, wenn es sehr heiß ist. Und dort ist die Moosbank, auf der es sich so weich sitzt und von der aus man, ein tüchtiges But-

terbrot in der Hand, so weit über die Feldmark und das Moor bis zu dem blauen Walde sehen, den Storch in der grünen Wiese und den Buffard am blauen Himmel beobachten kann. Hasen kommen an, Rehe ziehen vorüber, Kiebitze, Krähen und Elstern zeigen sich, am Graben huschen Eidechsen, quaken Frösche. Bunte Käfer rennen hastig über den Sandweg; wenn sie auffliegen, bliken sie wie Edelsteine. Allerlei Schmetterlinge fliegen und rote Wespen, die Spinnen und Raupen in ihre Erdlöcher schleppen. Es ist sehr viel los an dieser Stelle.

Aber die Moosbank ist über Winter etwas baufällig geworden; sie muß ausgebeffert werden. Konrad geht Moos holen, und Krischan räumt das alte Laub und das verwelkte Gras fort. Gerade als Konrad mit dem alten Sack, der ihm als Regenmantel dient, voller Moos zurückkommt, schreit Krischan auf und hält seinem Bruder mit kreidebleichem Gesicht die Hand entgegen. Er ist der Otter zu nahe gekommen, und sie hat ihn in den Finger gebissen. Im Sturmschritt rennen beide Jungen dem Dorfe zu. Der Vater unterbindet die Wunde, die Mutter macht einen Umschlag von dicker Milch, der Knecht spannt an, und der Vater fährt, so schnell die Pferde nur laufen können, zum Kirhdorfe, wo der Arzt wohnt. Der schneidet den Finger an und macht Einspritzungen, und nach vierzehn Tagen kann Krischan den Arm wieder bewegen; wenn aber ein Gewitter heraufzieht, tut ihm der Arm noch sehr weh.

Es war ein schwüler Maitag gewesen, als die Otter den Jungen biß, einer von den Sagen, an denen die Ottern Heißhunger haben. Da nun die Jungens bei der Moosbank soviel Unruhe gemacht hatten, ließ sich weder Maus noch Vogel blicken, und da es mit der Anstands Jagd nichts wurde, ging die Schlange auf die Pürsche. Sie war schon dicht bei dem Waldrande, in dessen Vorbüschen sie Jungvögel nach Futter piepen hörte, da flog ein großer Vogel aus der Zitterpappel. Es war der Buffard, der hier auf Mäuse lauerte. Froh über die fette Beute, stieß er herab, faßte die Otter hinter den Kopf und über den Rücken, biß ihr den Kopf entzwei und flog gerade auf, um sie seinen Jungen zuzutragen, da kam der Jäger um die Ecke, riß das Gewehr an den Kopf und schoß den guten Vogel tot.

Als er ihn aber aufnahm, sah er, daß der eine Kreuzotter in den Fängen hielt, und da schämte er sich doppelt; denn im vorigen Sommer war ihm seine Sefelhündin an dem Bisse einer Otter eingegangen.

Der Morgenspaziergang

Meister Adebar, der Storch, hat ausgeschlafen. Er richtet sich auf, wirft den Nachttau von den Federn und ordnet mit dem Schnabel sein Gefieder.

Noch ist es halbe Nacht; der Nebel liegt in dem Grasgarten; auf dem Windbrette des Schaffstalles sitzt das Käuzchen und macht Knickse, und in der Ecke murkst der Igel umher.

Aber jetzt wird es Tag. Eine Krähe quarrt vorbei, die Elster schilt aus der Pappel heraus, die Amsel singt, der Finkel schlägt, und die Spazier, die in dem Storchneste zur Miete wohnen, werden munter und fangen an zu schilpen.

Da erhebt der Storch sein Gefieder und fliegt über den Grasgarten und die Kartoffelfelder, das Heidland und die Wiese; da, wo der Bach sich durch das Erlengebüsch quält, braust der Storch hernieder.

Es ist ein Morgen ganz nach seinem Sinne. Das Gras ist naß vom Tau, aber nicht so sehr, daß es eiskalt wäre. Die Luft ist mild und weich, und kein Lüftchen rührt sich.

Der Storch weiß, daß er heute satt werden wird. Gestern blies der Ostwind; da hielt sich die Maus im

Loche und der Frosch im Teiche, die Heuschrecken waren verschwunden und die Raupen nicht zu finden; viel Suchen kostete es Meister Langhals, bis er halb satt wurde.

Heute aber lohnt es sich. Langsam schreitet er am Bache entlang. Der rote Schnabel fährt hinab, ein grüner Frosch ist im Kropfe. Ihm folgt ein brauner und dem eine Feldmaus, ihr ein brauner Frosch und dem eine große Heuschrecke, und dann folgen zwei Mäuse und eine dicke, fette Wühlratte, die allzu unvorsichtig zwischen dem Uferschilf hinhuschte.

Drüben, wo das braune Moor an die Wiese stößt, geht die Störchin; auch sie ist zufrieden. Raum stand sie in der Wiese, da fuhr ihr Schnabel herunter und zog den Maulwurf aus seiner Fahrt. Dann fing sie einen Frosch, einen grünen, der fett und dick war, und ein halbes Duzend kleine und eine Maus, nahm dann einige Graseulenraupen mit, und schließlich gab es einen Hauptspaß. Vor ihr bewegte sich das Gras. Behutsam, daß der Boden nicht erschüttert wurde, schlich Mutter Storchchen näher, bis sie sah, was es da gab. Und dann stieß sie dreimal zu und strich nach dem Neste, eine lange, dicke, fette Kreuzotter im Schnabel, die sie ihren Jungen hintrug. Auch die übrige Beute spie und stopfte sie ihnen in die Schnäbel. Bald darauf kam auch Vater Storch und sorgte für die Kleinen.

Die Sonne steht schon über dem Walde und trocknet das Gras. Die Störche schreiten wieder durch die Wiese, langsam und bedächtig, wie es sich für Bürsch-

jäger gehört. Was an Raupen, Käfern, Nachtfaltern, Heuschrecken und Schnecken sich findet, wird aufgenommen und verschwindet in dem Kröpfe. Aber wenn irgendwo das Gras sich stärker rührt, wenn es lauter raschelt, dann machen die Störche lange Hälse und weite Schritte, und ehe die Maus das Loch, der Frosch den Graben und die Schlange das Heidekraut erreicht, fährt ein harter Schnabel nieder, und aus ist es mit Körnerjuche, Fliegenjagd und Mauspürsche. Jetzt aber erschallt ein klagender Laut, und ein großer schwarzweißer Lappen flattert in der Luft umher, und noch einer. Ein Liebikpaar ist es, das hier seine Jungen führt. Es weiß, entdecken die Störche sie, so ist es um die Kleinen gesehen, und darum stoßen sie solange auf die Langhälse, bis die gärgert ihr Gefieder erheben und über den Wald fliegen.

Dort ist das Bruch, in dem die Hüttejungen mit dem Vieh sind. Unmassen von Mistkäfern gibt es dort und sehr viele Frösche und Eidechsen, drei Arten Schlangen und mancherlei Mäuse. In dem klaren Bache sind Schmerlen und Ellritzen, und die weiß der Storch gut zu fangen. Aber es ist schon jemand da, der sich auch auf die Schlangenjagd und den Fischfang versteht, auch ein Storch, aber ein anderer. Zwar leuchtet sein Schnabel auch so rot wie Siegellack, und feuerrot sind auch seine Stelzen; aber bis auf den weißen Bauch ist sein Gefieder schwarzgrün, mit Kupferglanz überhaucht, daß es in der Sonne blitzt und funkelt.

Ein einsamer, menschenscheuer Geselle ist's, der Schwarzstorch. Tief im Bruche, wo Fichten und Erlen, Kiefern und Birken auf moorigem Boden dichte Bestände bilden, hat er in einer alten Kiefer seinen Horst. An einsamen Stellen, wo er auf keinen Menschen stößt, jagt er. Auch er nimmt alles, was er bewältigen kann, von der Kreuzotter bis zum Regenwurm, von der Wühlratte bis zur Zwergmaus, und ganz ausgezeichnet versteht er es, die Neunaugen aus dem Bache zu fangen und die Karauschen im Kolke zu erbeuten.

Aber da kommen schreiend und singend die Jungen mit dem Vieh an, und da hüpfert er, bis er Luft unter den Flügeln hat, und verschwindet im Walde. Das Storchpaar aus dem Dorfe aber jagt weiter, und viele Frösche, manche Maus und einige Kreuzottern müssen ihr Leben lassen; mehrere Male fliegen die Störche mit vollen Kröpfen zum Dorfe und kommen mit leeren wieder; denn die Jungen können im Fressen Gehöriges leisten.

Endlich aber sind sie satt und lassen das Gieren sein. Mutter Storch setzt sich über sie, um sie gegen die Sonnenglut zu schützen; der Vater aber fliegt noch einige Male ab und zu und holt nasses Torfmoos vom Moore und pflastert den Nestrand damit aus, damit die Jungen Kühlung haben.

Dann aber hat auch er Ruhe. Er biegt den Hals hintenüber, legt den Schnabel auf den Rücken und klappert, und dann schläft er; er ist müde von dem Morgenspaziergang.

Ein Schlauberger

Quer durch den Bergwald zieht sich eine gewundene Schlucht, das Überbleibsel eines ehemaligen Erdfalles, in den so lange Gesteinschotter und Erde hineinrollte, bis aus der Kluft eine Rinne wurde. Mit der Zeit wurde ein Hohlweg daraus.

Der älteste Rehbock, der in der ganzen Gegend steht, hat bei dem Hohlweg seinen Stand; wird er abgeschossen, so steht nach einigen Tagen wieder ein alter Bock hier, der den jüngeren Bock, der dort Unterstand nahm, fortbringt.

Weit und breit gibt es keinen Winkel, der als Stand für einen Bock so günstig ist wie die Haulung, wie der Wald seit unbordenklichen Zeiten bei den Bauern heißt. Er ist eine halbe Stunde lang, eine Viertelstunde breit und läuft ganz über den buckeligen, vielfach gewellten Rücken des Hügels.

An drei Seiten fassen Wiesen und Felder den Wald ein, die vierte ist heidwüchsig und mit jungen Kiefern, Birken und Fichten bepflanzt. Rundherum steht allerlei Buschwerk. Der Wald selbst besteht aus vielerlei Baumarten, hat eine Unmenge Sträucher, eine stark fließende Quelle in einem moorigen Erlengrund, Licht-

schläge mit hohem Grase, undurchdringliche Fichtendickungen, alte und junge, dichte und lichte Bestände, breite und schmale Wege, also alles, was ein Rehbock zum Leben braucht.

Wenn er will, kann er durch den ganzen Wald wechseln, ohne daß auch nur einmal seine brandrote Decke sichtbar wird. Der Wind kann wehen, wie er will, nach irgendeiner Seite ist er immer günstig für den Bock, so daß dieser nach irgendeiner Richtung hin ungefährdet austreten oder wieder zurückwechseln kann.

Der Bock, der vor fünf Jahren hier stand, war ein ganz geriebener alter Bursche, und es war der reine Zufall, daß der Jäger ihn bekam. Zwei Jahre lang hatte er den Bock vergeblich geweidwerkt, war vor Tau und Tag aufgestanden, hatte bis in die schwarze Nacht auf dem Hochsitz gefessen, aber immer vergebens.

Als er schließlich im Herbst bei starkem Sturm mit zwei Hasen im Rucksack durch die Haulung ging, warf der Wind einen armdicken Ast dem Bock gerade zwischen das Gehörn, worüber dieser sich so erschreckte, daß er wie verrückt losstürmte und durch Schütteln den Knüppel loszuwerden suchte, so daß der Jäger den Rugellauf des Drillings spannen und dem Bock die Kugel auf das Blatt setzen konnte. Jedesmal, wenn der Jäger das starke, dicke, wunderbar geperlte Gehörn zeigt, lacht er; denn es hatte zu dumm ausgesehen, wie der Bock herumtobte.

Der Bock, der jetzt in der Haulung steht, ist sehr

stark im Gebäude und von hellrotgelber Farbe. Er trägt sehr hohe, weitausgelegte Stangen mit langen, weißen Enden. Den rechten Hinterlauf schont er, wenn er langsam zieht; denn da traf ihn vor Jahren eine Kugel. Deswegen ist seine Fahrte unverkennbar, weil er hinten rechts nur mit der Schärfe der Schale auftritt. Seine Stimme ist sehr tief, und wenn er Wind von einem Menschen bekommt und schreckt, so hört es sich an, als wenn ein alter Leonberger oder Bernhardiner bellt.

Der Jagdpächter ist ebenso gerissen wie der Bock; denn er jagt schon über vierzig Jahre. Aber wenn er auch der beste Schütze im ganzen Gau ist, pürschen kann wie ein Fuchs, Augen wie ein Luchs und Ohren wie eine Gule hat und eine Ruhe wie ein Bussard: seine Nase ist nicht besser als die der meisten Menschen, und so führte ihn der Bock immer an, wenn er es auch noch so geschickt anstellte. Schließlich, als alles Pürschen und Passen nichts half, baute er sich um die Haulung ein halbes Duzend Hochsitze, und in ihr zwei, einen auf dem großen Lichtschlage, den andern bei dem Ellernsohl. Aber selbst das half ihm nichts; denn da der Berg stark bewegt war, konnte der Bock in der Höhe der Hochsitze entlangziehen und bekam immer Witterung, und dann schimpfte er: „Bö, bö, böö!“ und sprang mit Gepolter ab.

Schließlich wurde dem alten Herrn die Sache langweilig; er kümmerte sich um den Bock in der Haulung nicht und schoß ein Duzend Böcke in den anderen

Teilen der Jagd, bis eines Nachmittags ein fürchterliches Gewitter herunterging. Da sagte er: „Johann, spann an; ich will auf den Haulungsbock!“ Eine Stunde später stand er vor dem Hohlweg. Er steckte den Finger in den Mund, hielt ihn in die Luft, prüfte den Wind und nickte zufrieden. Dann pürschte er auf Gummisohlen lautlos den Hohlweg ab und nickte wieder zufrieden; denn überall stand die nagelfrische Fahrte des Bockes in dem roten Lehm.

Da es die Mücken sehr stark trieben, steckte er sich die Pfeife an und schüttelte ärgerlich den Kopf; denn an dem Rauche sah er, daß der Wind bald so, bald so wehte, und das bedeutete einmal, daß noch Regen kam, und zweitens, daß heute der Bock dreimal so vorsichtig sein würde als sonst. Der Jäger legte seinen Rucksack auf einen Felsblock, setzte sich darauf, strich seinen langen, weißen Bart, rauchte und überlegte, auf welchen Hochsitz er sich setzen sollte. Am Wahrloch, das ging nicht; denn dort stand der Wind zur Wiese. Am Ellernsohl und auf dem Lichtschlage ging es auch nicht, dort stand übermannshohes Kraut und Gras. Oben am Hange warnte der Eichelhäher. Der Jäger sah hinauf; aber da war nichts als Buchenlaub und silberne Stämme mit goldenen Sonnenflecken, Schattengras, Farnkraut, braunes Vorjahrslaub und moosige Felsstrümmen. Aber bewegte sich da nicht etwas quer zu den steilen Stämmen? Richtig, ein Reh! Und ein altes Reh, ein starkes Reh, ein Bock sogar, ein guter Bock, und wahrhaftig: der alte Bock. Ohne Glas

sah der Jäger das hohe Gehörn mit den langen, weißen Enden, wenn der Bock nach jedem Blättchen, das er abäste, den Kopf hochnahm und sicherte. Aber immer stand er so, daß ein dicker Stamm sein Blatt deckte.

Ganz vorsichtig entscherte der alte Herr den Drilling und legte ihn sich bequemer auf die Knie, kein Auge von dem Bocke lassend, immer wartend, daß er das Blatt freigäbe. Auf einmal war der rote Fleck fort. Und dann war er wieder da, mehr links, und dann verschwand er wieder hinter einem Weißdornbusch. Eine Viertelstunde blieb er verborgen, und endlich bligte sein Gehörn wieder hinter einem Stamme her, und dann bearbeitete er einen Hirschholderbusch, daß die Blätter nur so umherslogen, und darauf tat er sich nieder und blieb zwei volle Stunden hinter einem großen Horste von blühendem Fingerhut sitzen, so daß nur das Gehörn zu sehen war, und der Jäger sah und wagte sich nicht zu rühren; denn er hatte keine Vorderdeckung. Mit der Zeit tat ihm der Rücken weh, das eine Bein schlief ihm ein, die Augen wurden ihm vom angestregten Hinsehen müde, und wenn die Mücken nicht gewesen wären, so wäre er eingenickt. Er wünschte den Bock zum Ruckuck; aber fortgehen mochte er doch nicht.

Endlich stand der Bock auf, aber so, daß er den Spiegel zeigte, und langsam zog er bergan. Vorsichtig pürschte der Jäger den Hohlweg zurück und den Holzabfuhrweg entlang, der der Länge nach durch den

Wald führte, sorgfältig abspürend, ob sich nicht die Fährte des Bockes zeige, und fortwährend auf den Rauch der Zigarre achtend. Rehfährten gab es genug; aber die des starken Bockes war nicht dabei, und der Wind war günstig. So leise wie ein Fuchs schlich der Jäger den Weg entlang, bis das dichte Unterholz aufhörte und das helle Holz begann. Dort stellte er sich vor eine dicke Buche, nachdem er einen vollaubigen Buchenzweig vor sich in den Boden gesteckt hatte, um etwas Deckung zu haben. Eine ganze Stunde stand er da und sah nichts als eine Ritze mit zwei Ritzen. Mit der Zeit langweilte ihn das Passen, und er wollte eben fortgehen, da hörte er es zu seiner rechten Hand brechen. Vorsichtig wandte er den Kopf, aber da ging es auch schon: „Bö, bö, böö“; polternd sprang der Bock ab und schimpfte noch eine ganze Weile aus der sicheren Dichtung; und als der Jäger nach dem Pfeifenrauche sah, fand er, daß der Wind sich gedreht und dem Bocke die Witterung zugeweht hatte.

„Halt!“ dachte er, „der Bock wird jetzt nach dem Hai ziehen. Also werde ich ihn dort abwarten.“ So pürschte er wieder den Holzweg und den Hohlweg zurück. Als er auf der Mitte des Weges war, sah er, daß der Bock quer über den Weg gewechselt war. Also mußte er wieder umkehren und den Steig nehmen, der am Rande des unteren Seiles der Haulung entlang führte, wo das Ellernsohl lag. Raum war er hundert Schritte in den Steig eingebogen, da stand eine Ritze vor ihm, und er mußte eine halbe Stunde

warten, bis sie in den Busch zog. Als er am Ellern-
sohl war, eräugte ihn eine Krähe und schlug Lärm;
sodort brach es im Gebüsch, ein starkes Stück Reh-
wild sprang ab und flüchtete in die Fichtendickung; da
sah der Jäger, daß es der Bock gewesen war; und nun
wurde der alte Herr wütend und sagte: „Nun gerade!“

So besperte er erst, schlich wieder zurück und ging
zum dritten Male den Hohlweg entlang. Als er nach
einer halben Stunde vorsichtig aus der Felsenspalte
trat und mit dem Glase das Hai absuchte, auf dem
junge Birken, Fichten, Brombeeren, Fingerhut, Wei-
denröschen, Sandrohr, Tollkirsche und Jakobskraut
abwechselten, sah er da wohl drei Ricken herumäßen,
sonst aber nichts. Vorsichtig pürschte er sich an den
Hochsitz heran, immer Umschau haltend, ob sich nicht
irgendwo im Gestrüpp der hellgelbrote Fleck zeige, und
jedezmal, wenn ein Zaunkönig oder eine Grasmücke
schimpfte, stehenbleibend, bis die Vögel ruhig wurden.
Endlich, nach einer vollen Viertelstunde, hatte er die
hundert Schritte hinter sich. Er entlud die Waffe, hing
sie über den Rücken und stieg die Leiter empor. Als er
drei Sprossen hinter sich hatte, sah er hinter einem
Schlehdorn einen gelben Fleck, und darüber blitzten
weiße Enden. Da stand der Bock, äugte den Mann
einen Augenblick an, dann machte er eine hohe Flucht
nach dem Busch hin, und sein dröhnender Baß schallte
höhnisch herüber.

Nun lachte der alte Herr, aber es war ein ärger-
liches Lachen. Mit brummigem Gesicht stieg er von

der Leiter, ging um das Hai herum und setzte sich im
hellen Holz auf einen Baumstumpf, so daß er die
Fichtendickung übersehen konnte. Eine Stunde saß er
da, sah aber nichts als den Fuchs, der dicht an ihm
vorbeischnürte, und einen Hasen, der hinter dem
Fuchse herhoppelte. Es wurde dämmerig, die Tauben
kamen vom Felde zurück, überall tickten die Kotkeh-
len, im Felde rief der Rebhahn, Salamander wat-
schelten über das Moos, lange, gestreifte Schnecken
krochen im Fallaube, die große Fledermaus flog um,
der Bussard schwang sich zum Schlafen ein, der Ruck-
lud verstummte, ein Reiher ruderte heiser rufend hoch
über den Wipfeln hin nach den Fischteichen im Tale,
und quarrend strichen die Saatkrähen zu ihrem Brut-
holze.

Mit einem Male war vor der Dichtung ein roter
Fleck. Der Jäger setzte vorsichtig das Glas an die
Augen. Es war der alte Bock, aber er stand spitz von
vorn. Im nächsten Augenblick war er fort. Dann
tauchte er mehr rechts auf, verschwand wieder, kam bei
den grauen Klippen zum Vorschein, trat wieder zurück
und war bald darauf links auf dem Grasband unter-
halb der Dichtung, halb verdeckt von einem Weinrosen-
busch. Von da aus schob er sich ganz langsam hinter
den Dornbüschen her in den lichten Bestand, aber sorg-
fältig hinter den Stämmen Deckung nehmend. Der
Jäger zog die Büchse an die Backe und wartete dar-
auf, daß der Bock das Blatt freigeben solle. Der Pfei-
fenrauch strich steif nach links. „Zieht der Bock noch

fünfzig Schritte weiter, so bekommt er Wind“, dachte der Jäger.

Da fingen die Wipfel an zu rauschen, die Farnwedel zuckten, die Grasshalme nickten, und plötzlich zog der Tabaksdampf gerade auf den Bock zu. „Bö“, machte der und sprang in die Dickung, und als der Jäger aufstand und fortging, schallte es immer wieder hinter ihm: „Bö, bö, böö“, und als er das Holz hinter sich hatte, hörte er immer noch, wie der alte Bock hinter ihm herschimpfte.

XV

Die Käuzchen

Hinter den letzten Häusern des Dorfes am Abhange des Berges liegt ein alter Steinbruch; über seine steilen, zerrissenen Wände lassen die Wildrosen und Brombeerbüsche ihre zackigen Ranten herabhängen, und die Schlehen bilden dichte Verhaue.

Unterhalb des Steinbruchs fließt der Bach in tiefen Ufern, an beiden Seiten von alten, strubbelköpfigen Weiden besäumt, zwischen denen allerlei Gestrüpp und Gekräut wächst, das moosige Steintrümmer halb verdeckt. Neben dem Steinbruche zieht sich die Trift mit einer Treppe über der anderen hin, die die Schafe getreten haben. Rechts und links von dem Bache wechselt das Feld mit der Wiese ab, und oben am Berge beginnt der Wald.

Kann man sich eine bessere Gegend für ein Käuzchenpaar denken? Gewiß nicht! Im Steinbruche sind tiefe Rizen und Spalten, aus denen kein Junge den Gulchen Eier und Junge rauben kann. Mäuse gibt es hier mehr als genug, an Späzen ist kein Mangel, und Mistkäfer, Maikäfer, Brachkäfer, Schmetterlinge mit dicken Leibern und Heuschrecken, fett und saftig, sind hier in Menge zu finden, besonders für jemand, der so scharfe, in der hellen Sonne ebensogut wie in der

Dämmerung und bei Nacht sehende Augen hat wie die Käuzchen.

Es ist noch lange nicht Abend, aber die Käuzchen sind schon munter. Eins sitzt auf einer Felsplatte im Steinbruch, macht einen Knick nach dem anderen und späht mit den gelben Augen scharf umher. Da unten klettert eine große, grasgrüne Heuschrecke langsam einem Schmetterlinge näher. Jetzt hat sie ihn und will ihn gerade verzehren, da wirft sich das Käuzchen herab, faßt sie und huscht in die Felsenritze unter dem Rosenbusche, der ganz voller Blüten hängt. In dieser Ritze sitzen nämlich fünf grauweiße, dickköpfige Wollklümpchen, und das sind die jungen Käuze. Jämmerlich siepen sie alle, als die Mutter kommt; aber die weiß ganz genau, welches an der Reihe ist, und dem hält sie die Heuschrecke hin.

Schon ist das Käuzchen wieder draußen. Einen Augenblick bleibt es auf der Felsplatte sitzen und knickt. Dann schwebt es dorthin, wo der Rainfarn ein dichtes Buschwerk zwischen moosigen Steinblöcken bildet. Ein Weilchen rüttelt es in der Luft, dann stößt es herab, „piep“ geht es, und mit einer Waldmaus in den Krallen fliegt es dem Nestloche zu, aus dem eben Vater Rauz herauskommt; er hat den Kleinen einen Spaken gebracht, der so dumm war, gerade unter der Kopfweide sich zu baden, auf der das Käuzchen saß. Als er pudelnaß am Bachufer saß und sein Gefieder schüttelte, schwebte das Käuzchen herab, faßte ihn, biß ihm das Genick durch und trug ihn den Jungen zu.

An Nahrung mangelt es hier nicht, und das ist ein Segen; denn es ist unglaublich, was die fünf Kleinen für einen gesunden Hunger haben. Vater und Mutter Rauz sind die ganze Nacht und den halben Tag unterwegs, und wenn sie denken: „Nun können wir uns eine Stunde Ruhe gönnen“, dann geht das hungrige Gesiepe in der Felsritze wieder los. Von Tag zu Tag wird es ärger damit; denn die Kleinen wachsen, daß es eine Freude ist, aber je mehr sie wachsen, um so mehr fressen sie auch. Darum fliegen Vater und Mutter Rauz schon lange vor der Sonnensinke hin und wieder; bald jagen sie am Bache, bald auf der Trift; jetzt rütteln sie über dem Felldraine, nun stoßen sie in das Wiesengras, und gleich darauf schwebt eins von ihnen dem Walde zu und jagt dort, obgleich da eigentlich das Jagdgebiet von Waldkauz und Ohreule ist.

So ganz wohl ist ihnen bei der Jagd am Tage nicht. Am Bache sind die frechen Bergbachstelzen, und sowie sie die Käuzchen zu Gesichte bekommen, geht das Geschimpfe los. Das dauert dann meist nicht lange, und die Sumpfmeisen sind da, und nun kommen auch die unverschämten Rohlmeisen an und die Grasmücken, die Laubbögel und die Rohrfänger und wer weiß was noch für Lärmmacher; schließlich, wenn das Käuzchen sich in eine hohle Weide oder in eine Felspalte retten will, kommen die Schwalben angesaust mit ihrem spitzen Geschrei, und es setzt Puff auf Puff.

Viel gemüthlicher ist es darum, wenn die Sonne

hinter dem Dorfe verschwindet und alle die Störenfriede zur Ruhe gehen. Wenn dann die Laubfrösche in den Flachsröstefuhlen meckern und die Unken läuten, die Schleiereule in den Grasgärten schnarcht und der Waldkauz im Forste lacht, daß es schallt, dann fühlen sich die Käuzchen wohl, und bald hier, bald da geht es: „Ku Witt, ku Witt“ und „Käw, käw“ und „Huuf, huuf“ und „Huüf, huüf“ und schließlich „Puu, puu“. Hier schwebt eins über den Boden und nimmt den Mistkäfer fort, der sich zu Boden fallen ließ; da rüttelt das andere über der dickköpfigen Purpurdistel, stößt zu und fliegt mit einer wunderschönen Brandmaus ab, die sich gerade einen Brachkäfer zu Gemüte führte, und dann schwebt es damit nach dem Rosenbusche, unter dem fünf gelbäugige Köpfe aus der Felsritze sehen und sich gegenseitig drängen, um die Maus zu erfassen, die der Vater ihnen vorhält.

Hübsch groß geworden sind sie, die jungen Käuzchen, so groß schon, daß eins nach dem anderen es wagt, aus der Felspalte auf die breite Platte herabzuflattern. Da sitzen sie, verrenken sich die Hälse, knirschen wie die Alten und pfeifen so hungrig, als hätten sie seit drei Tagen nichts zu fressen bekommen. Jetzt pfeifen sie lauter und drehen alle die Köpfe nach rechts; denn da kommt die Mutter angeflogen, macht eine Schwenkung und läßt eine Feldmaus hinfallen. Fünf krumme Schnäbelchen fassen zu und fünf Paar Krallenfüße; diesmal war das Nestkücken das schnellste; es packt die Maus und zerfleischt sie. Dar-

über wird das Älteste so ärgerlich, daß es nicht wartet, bis der Vater herankommt; es flattert ihm entgegen und bekommt zum Lohne eine junge Wühlratte zugeworfen, die auf die breite Felsplatte unten fällt. Ein Weilchen überlegt das junge Käuzchen, dann flattert es hinab und holt sich die Maus.

Noch drei Tage weiter, und alle Jungen fliegen den Eltern entgegen, und wieder einige Tage, so begleiten sie sie, und sowie der Vater oder die Mutter eine Beute haben, fliegen die Jungen näher. Nun aber beißen die Alten die Beutetiere nicht tot: lebend lassen sie sie fallen, und wenn die Jungen vorbeistößen, schweben sie herab und greifen sie wieder, bis diesem oder jenem von den Jungen der Griff gelingt. Es dauert nicht lange, und die Jungen stoßen nicht mehr daneben, und von da ab währt es nur noch wenige Tage, und sie jagen allein. Mancher Griff gelingt ihnen nicht, manche Maus ent schlüpft ihnen; aber schließlich sind sie ebenso sicher wie die Alten.

Dann verteilen sie sich; von Abend zu Abend jagen sie weiter weg, schlafen allein in einem Baumloche, in einer Felsritze, in einem Schuppen oder einem alten Kalkofen und finden sich nicht wieder zusammen. Unstet treiben sie sich den Herbst und Winter über umher, suchen die Korndiemen nach Mäusen und die Grasgärten nach Späßen ab, um, wenn der Frühling da ist, sich irgendwo niederzulassen, wo es sich so gut leben läßt wie in dem alten Steinbruche über dem Bache, wo sie aus den Eiern krochen.

Müsch en

Fritz hatte sich schon immer ein Aquarium gewünscht, aber ein anständiges, nicht ein Einmacheglas oder eine Goldfischkuppel oder dergleichen zweiten Ranges, wie sie die Jungen hatten, die jeden Tag im Frühling mit alten Konservenbüchsen unter dem Arme loszogen, um Molche und Raulquappen zu fangen.

Nein, Fritz wollte die Sache wissenschaftlich betreiben. Onkel August, der nach der Ansicht von Fritzens Mutter nur auf viereckige Einfälle kam, hatte dem Jungen ein Taschenbuch der Aquarienkunde zu Weihnachten geschenkt, und den ganzen Tag langweilte Fritz seine Mutter nebst der Magd mit Vallisneria, Rabomba, Maulbrütern, Haplochilus, Tubifex, Daphnien, Chyklops und anderen geheimnisvollen Fachausdrücken bis zur Erschlaffung.

Seinem Vater lag er so lange mit seinen Wünschen in den Ohren, bis dieser ihm sagte: „Wenn du bis zu Ostern kein einziges Mal zu brummen brauchst, im Betragen keine Note und nur zwei Ungenügend in der Zensur hast, sollst du eins haben, und hast du bloß einmal Ungenügend, dann bekommst du eins mit voller Bepflanzung und Besetzung.“

„Kunststück!“ dachte Fritz, „wenn ich Peter Knille nicht mehr verbeule, keine Hunde mehr zwille, lerne, bis mir der Kopf schwillt, und mich so artig wie ein Kaninchen benehme; das ist eigentlich ein bißchen viel für einen Pott voll Wasser! Aber was hilft das alles? Macht geht vor Recht.“

Nach drei Tagen fragte der Klassenlehrer Fritz, ob er krank sei. Er saß ruhig, verzierte die Schulbank nicht mit Kerbschnitt, zwillte weder Mensch noch Vieh mehr, ließ Peter Knille ungebeutel, konnte seine Aufgaben, kurzum, benahm sich so, als wäre ihm irgend etwas Fürchterliches passiert, das von tiefeingreifendem Einflusse auf seinen Charakter gewesen wäre.

Der gute Lohn blieb nicht aus. Er bekam das zweitbeste Zeugnis. Der Vater zog die Augenbrauen hoch: „Sieh, das ist ja hübsch vor dir; nun sollst du ein schönes Aquarium haben; aber“, setzte er hinzu, „wenn deine nächste Zensur schlechter ist, dann steck dir man eine Kladde unter die Buchse.“

Das Aquarium kam; es war prachtvoll, so prachtvoll, daß Fritz seinem Vater sogar die Hand küßte, was er sonst nicht gern tat, weil er es eines freien Mannes für unwürdig hielt. Himmel, war das Aquarium fein! Es hatte ein grüngestrichenes Gestell, faßte unglaublich viel Wasser, war wundervoll bepflanzt und mit einem ganzen Duzend Fischen besetzt, Goldfischen, Zwergwelsen, Ellritzen, Bitterlingen usw.

Es bekam seinen Platz vor dem Fenster, und den ganzen Tag saß Fritz davor, sah zu, was die Fische

machten, und erzählte bei den Mahlzeiten die seltsamsten Dinge, die er beobachtet hatte, z. B. daß der Bitterling ab und zu den Koller kriegt und wie verückt an den Pflanzen herumrupft, daß die Steinbeißer sich bis auf die Nasenspitze in den Sand eingebuddelten, daß Stichlinge Raubbeine seien, sich aber mit den Welsen und Steinbeißern nicht abgäben, sondern nur die Goldfische, Bitterlinge und Ellriken anpöbelten und von Rechts wegen Maulkörbe vorhaben müßten; denn sie zackten den anderen Mitbürgern die Schwanzflossen auf die Dauer doch ein bißchen toll aus.

Nach acht Tagen waren die beiden Goldfische spurlos verschwunden. Da die Stichlinge nicht außergewöhnlich dick waren, entgingen sie dem Verdacht, die Goldfische gefressen zu haben. Fritz suchte das ganze Zimmer ab, fand aber die Fische nicht. Der Fall war rätselhaft. Am anderen Tage fehlte eine Ellrike und ein Bitterling, am Nachmittage die andere Ellrike und der zweite Bitterling, tags darauf der eine und am nächsten Morgen der andere Zwergwels. Fritz sah sich von einem dunkeln Geheimnisse umgeben und von einem düsteren Schicksale verfolgt. Ein Einbrecher konnte der Dieb nicht gewesen sein, denn das Fenster war immer zu gewesen; Lina, die Magd, besaß nachweislich keine fischsportlichen Neigungen. Rätsel über Rätsel!

Hätte Fritz Mäuschen, die Raze, gefragt, so hätte er zwar keine Antwort bekommen, aber vielleicht ein schuldbewußtes Blinzeln bei ihr bemerkt. Mäuschen

war eine brave, gute Hauskaze, durchaus zivilisiert, indem sie sich grundsätzlich im Garten und am liebsten im Suppenkraut löste, die den Glucken ängstlich aus dem Wege ging und den Hunden noch ängstlicher. Als sie aber eines Tages das Aquarium sah, da erinnerte sie sich, daß sie, oder vielmehr ihre Urururur-ahnen, einst wintertags an den Bächen entlangschlichen und die laichende Forelle mit einem schnellen Brantenhieb auf den Uferschotter schleuderten. Sie war auf den Nähtisch gesprungen, hatte erst vergebens versucht, die Fische durch das Glas zu fangen, und war schließlich auf den Gedanken gekommen, die Sache von oben zu versuchen. In einer Woche hatte sie das Aquarium leer. Da sie das dumpfe Gefühl hatte, daß Fritz und die Seinen ihre fischsportlichen Neigungen nicht sehr gern sähen, hatte sie ihre Angelei auf die Vormittags- und Abendstunden verlegt, wenn niemand im Eßzimmer war.

Also, die Fische waren fort. Ein Aquarium ohne Fische ist aber wie eine Badeanstalt, die des Wassers entbehrt; es hat sehr wenig Wert. Fritz nahm den Inhalt seiner Sparkasse und zog zum Aquarienhändler. Da in der Sparkasse nur sechzig Pfennige waren, langte es bloß für zwei Welse und eine Karausche. Am nächsten Tage waren sie alle miteinander unbekanntes Aufenthalts verzogen. Es wurde Familienrat gehalten und folgendes beschlossen: „Die Fische sind herausgehüpft; wo sie geblieben sind, ist nicht erfindlich. Damit das nicht wieder vorkommt, wird das

Geld für eine Glasplatte, um das Aquarium zu bedecken, und eine Mark zwanzig für neue Fische bewilligt.“ Beschlossen und genehmigt.

Fritz war selig, aber nur drei Tage lang; denn da lag die Glasplatte hinter dem Aquarium, und die Fische waren spurlos verschwunden. Fritz neigte nicht zum Aberglauben, aber nun kam es ihm doch so vor, als begäben sich zwischen dem Boden und dem Deckel eines Aquariums Dinge, die über das Fassungsvermögen eines Tertianers und sogar seiner Eltern weit hinausgingen. Das Schlimmste aber war, der Vater weigerte sich entschieden, weitere Gelder für den Ankauf weiterer Fische flüssig zu machen, weil es, wie er sagte, doch bloß für die Raß sei. Er ahnte nicht, wie sehr er mit dieser Redensart das Richtige traf. Aber wie sollte man auf Mäuschen kommen, die sich nachweislich nur von süßer Milch, Semmel und Schlagsahne nährte!

Da Fritz wußte, daß man Fische nicht nur mit Fünzigpfennigstücken, sondern auch mit Angelhaken fangen kann, machte er sich seine Angel zurecht. Mäuschen sah zu; denn Fritz hatte sich als Transportkanne ein Einmacheglas zurechtgemacht, und ein Glas, in dem Wasser war, interessierte Mäuschen seit einiger Zeit ungemein. Zum Fluß begleitete Mäuschen Fritz aber nicht; wo der Garten aufhörte, begann der Machtbereich jener üblen Tiere, die vorn immer Krach machen und hinten wedeln, und mit denen Mäuschen nicht gern in näheren Verkehr trat.

Fritz aber nahm den allerkleinsten Haken, spielte

einen Regentwurmschwanz daran und hatte auch bald das Glück, einen Uklei und eine Kottfeder zu erwischen, die alle so gut wie heil waren; denn sie hatten sich nur am Lippenrand gefangen. Fröhlich lief er mit seinem Transportglase nach Hause, aber das Wohnzimmer war verschlossen, und so füllte er einen Emaillekoktopf, den er trotz ihres Zetermordioß der Line ausspannt hatte, mit Wasser und goß seine Fische vorläufig hinein. In diesem Augenblicke flötete Max Müller draußen und erzählte Fritz, Peter Knille wäre eben vorbeigegangen und hätte gesagt, Fritz hätte Bammel vor ihm. Fritz stieß den Kriegsruf seines Stammes aus und begab sich auf den Kriegspfad; seine Fische vergaß er.

Als er die Fische in den Kochtopf goß, hatte Mäuschen in dem Suppenkrautbeete, wo sie etwas zu tun gehabt hatte, gefessen und getan, als ginge sie der Pott soviel an wie der Mond. Sobald Fritz fort war, sah sie sich den Fall genauer an. Wahrhaftig, Fische, schöne, blanke Fische, der eine sogar mit roten Flossen; dieser Fritz war doch ein zu guter Junge; immer sorgte er für Fische! Wie macht man das nur am besten, mit List oder mit Gewalt? List und Geduld führen sicherer zum Ziele, nur die dämlichen Hunde tapern auf alles gleich los. Also solange gewartet, bis ein Fisch auftaucht. Siehst du wohl, hat ihm schon! Und da hätten wir auch Nummer zwei! Und nun wollen wir uns damit hinter die Zwergrosen verziehen; Fische muß man in Ruhe verzehren.

Als Fritz nach einer Viertelstunde zurückkam, hatte er zwar eine Beule an der Stirn, aber seine Augen strahlten. Peter hatte solange unter ihm gelegen, bis er in Gegenwart von Max Müller erklärt hatte, er habe nur zum Spaß gesagt, Fritz habe Angst vor ihm. Und dann fielen Fritz seine Fische ein. Er ging an den Kochtopf und machte Augen, so lang, wie sie ein Hummer hat. Die Fische waren nicht mehr da. „Eine!“ brüllte er, „war wer im Garten?“ Eine versicherte bei ihrer Seligkeit, daß das nicht der Fall gewesen sei.

Fritz blieb mehrere Tage still und schweigsam. Dann fing er wieder Fische und setzte sie in den Topf, der im Garten stand, und er selbst stellte sich mit der Zwillie an das offene Fenster. Der Schluß der Tragödie bestand darin, daß Müsschen, die gerade wieder angeln wollte, einen kreischenden Ton ausstieß und wie blödsinnig in das Haus schoß, und als sie dort ankam, pfefferte ihr Fritz noch eine Ladung Schrot auf die Keulen und legte seine ganze Verachtung in die zwei Worte: „So'n Vieß!“

Seit dieser Zeit ging Müsschen allen Aquarien und Fischpötten aus dem Wege; sie glaubte, Fische könnten mit der Zwillie schießen.

XVII

Am Murmeltierbau

Das war ein heißer Tag. Frühmorgens war ich, von Berchtesgaden kommend, über den Königssee gefahren und dann in sengender Sonnenglut die Saugasse hinaufgestiegen. Wo die ersten Alpenrosen blühten, hatte ich Rast gemacht und gefrühstückt. An der steilen Wand über mir ästen sich drei Gemsen auf einem schmalen Grasbände. Das war mir schon Erquickung genug bei dem stundenlangen Aufstieg in der Sonne über die Schottertreppen der Saugasse.

Aber es kam noch allerlei Schönes. Schneeraben sah ich um unzugängliche, graugelbe Wände schweben mit schwalbenähnlichem Fluge, sah ein Paar rosenflügelige Mauerläufer an den Klippen auf der Suche nach Spinnen und Käfern emporflattern, beobachtete Wacholderdroffeln und Kreuzschnäbel und trat schließlich, als ich Rühlung suchte an einem winzigen Gletscher, einem Duodezgletscher, einen Alpenhasen aus dem Lager.

Als ich mir an Schneewasser Hals und Handgelenke gekühlt hatte, suchte ich unter der steilen Felswand einen schattigen Platz zur Mittagrast, und nachdem mein Mahl, Speck, Brot, Käse und ein

Schluck Enzian, beendet war, da machte ich es mir bei einer Pfeife bequem.

Es war ein reizendes Fleckchen Erde. Hüben und drüben die steilen Wände, dazwischen der Schneefleck, im Abschmelzen begriffen, gemustert von den Spuren des Schneehasen und den Fährten der Gemsen. Aus dem schwarzen, nassen Boden leuchteten weiße Röschen, gelbe Veilchen, umflattert von dunklen Faltern, umschwirrt von Bienen und Fliegen. Unten in den Krummkiefern schmetterte ein Zaunkönig sein lockeres Lied, oben von den Wänden Klang der heifere Schrei der Alpendohlen, Heuschreckengeschwirre erscholl aus dem blumigen Schotterabhang.

Da ertönt unter mir ein Pfiff, so schneidend, so gelend, daß ich jäh aufschreckte, ein Pfiff, so laut, daß er von den Wänden widerhallte wie ein Peitschen-schlag. Vorsichtig richtete ich mich auf, da fuhr da unten ein graubraunes Ding durch das Geröll und verschwand.

Ich saß und wartete, aber der Pfiff ertönte nicht wieder, und so stieg ich wieder bergan durch die bunte Herrlichkeit von Almenrausch und Kugelranunkel, Waldrebe und Glockenblume, Enzian und Narzissen-anemone, bis der Weg ebener wurde und ich bei der Unterkunfthütte auf der Funtenseealm anlangte.

Da war alles voll und für mich kein Bett zu haben zum Nachmittagsschläschen. So stieg ich denn nach dem Kaffee zum Funtensee hinab, freute mich an den tiefrosenroten Mehlprimeln, beobachtete die Saib-

lingsbrut und wollte mir gerade unter einem Busch zwischen rotblühendem Almenrausch ein Lager machen, als jenseits des kleinen Sees der gellende Pfiff ertönte, wohl zwanzigmal.

Da saß, steil aufgerichtet, ein braunes Ding wie ein Pfahl und pfiff wie ein Fuhrmann. Dann verschwand es, tauchte wieder auf, erst halb, dann ganz, und pfiff wieder, daß es von allen Felswänden widerhallte.

Ein Trupp Bergfahrer zog an mir vorbei, den rotbezeichneten Weg entlang. Ich ging ihnen nach. Als sie sich dem sonnigen Grasabhang näherten, von dem das alte Murmeltier eben so laut gepfiffen hatte, da fuhr es zu Bau.

Unweit des Baues, kaum fünfzig Schritte davon, liegt am See eine zerklüftete Felsgruppe, herabgestürzt von der steilen Wand. Da suchte ich mir einen Platz und wartete in Ruhe der Murmeltiere, die da kommen sollten.

Ich mußte lange warten und hatte Zeit genug, unter mir im Wasser die Saiblinge beim Fliegenfang zu beobachten und den Bienen, Hummeln und Dufatenfaltern zuzusehen, die über die hellrot getüpfelten Rasen der Zwergprimeln, über die goldenen Ziftröschen, den tiefblauen, winzigen Enzian und die veilschenblauen und weißen Blüten des Fettkrauts tanzten, und den Bergbachstelzen, die am Ufer umherwippten und Mücken fingen.

Endlich erschien in dem einen der vier schwarzen Löcher des grünen Abhanges ein graubrauner Punkt,

eben sichtbar. Wohl zehn Minuten lang blieb er so, dann vergrößerte er sich um das Doppelte, blieb wieder fünf Minuten so, vergrößerte sich wieder, verharrte wieder so, und endlich, endlich schob sich ein altes Murmeltier heraus. Lange sicherte es, machte ab und zu ein Männchen und rutschte dann langsam und träge um den Baum herum, äsend und immer wieder sichernd, bis es sich's schließlich in der Sonne behaglich machte, regungslos, als wäre es ein graubrauner Stein.

In der Nachbarröhre erschien auch ein graubrauner Fleck, sicherte nur ein kleines Bißchen und schob sich dann ganz heraus. Ein halbwüchsiges Murmel war es, das unbekümmert weit vom Bau sich entfernte, hier an einer Pflanze knabberte, dort an einer anderen nagte, sich putzte, sich kratzte und dann zu dem alten Weibchen rutschte und sich die Sonne ebenfalls auf den Balg brennen ließ.

Endlich erschien auch in der dritten Röhre ein grauer Fleck, aber über zehn Minuten dauerte es, ehe der alte Herr die Luft rein fand. Nach allen vier Windrichtungen sicherte und windete er, der mißtrauische Bursche, dessen lange, dunkelgelbe Nagelzähne weithin bligten. Und dann machte er ein Männchen, auch wohl zehn Minuten lang, und sicherte und windete noch eine Zeit, und dann endlich entschloß er sich ebenfalls, sich zu äsen.

Noch ein viertes Stück erschien und äste sich, und auch die beiden anderen rutschten langsam und be-

dächtig von einer Viehtreppe zur anderen, drollig anzusehen in ihrer langweiligen Bedächtigkeit. Nur das alte Männchen vergaß nicht eine Minute die Vorsicht; alle Augenblicke machte es einen Regel und sicherte.

Eine Stunde lang besah ich mir durch mein Glas die sonderbare Gesellschaft. Auf einmal machten sie alle Männchen; vier braune Pfähle, drei große und ein kleiner, standen da, und als das Knirschen der Nagelschuhe herankommender Bergführer auf dem Geröll näher kam und das Aufstoßen der Bergstöcke, da fielen die vier graubraunen Pfähle um und verschwand in den Röhren.

Die Großstadtschwalbe

Neun Monate lang war es still in den Lüften; nun aber ist die Luft voller Lärm.

Neun Monate lang war der Himmel einfarbig blau oder grau oder mit Wolken abgetönt; nun aber ist eine neue Farbe in ihm, ein fremdes Muster; schwarze Halbkreuzchen verzieren ihn, kleine dunkle Anker schwimmen da, düstere Pfeile sausen dort hin.

Am letzten April tauchten sie am Himmel auf; drei Monate lang werden wir sie dort sehen vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein, aber am Ende des Juli oder zu Anfang des August werden sie auf einmal verschwunden sein, bis der letzte Apriltag oder der erste Mai sie wiederbringt, die Mauersegler, die Turmschwalben, die düster gefärbten, schrill rufenden, jäh dahinfahrenden Großstadtschwalben.

„Die Schwalben sind wieder da!“ ruft der Großstädter, wenn mit einem Male die stille Luft laut und der eintönig blaue Himmel bunt geworden ist. Aber es sind keine Schwalben. Die gibt es kaum mehr in der großen Stadt. Die rotkehlige, gabelschwänzige, stahlblau schimmernde Rauchschwalbe, die weißbürzige Hauschwalbe, in wenigen Paaren brüten sie noch

im Weichbilde Hannovers, wo sie einst häufig waren. Ihre Stelle nahm der Segler ein.

Mit den Schwalben ist er nicht verwandt, der Name Hirundo kommt ihm nicht zu, denn er ist ein Apus, ein Verwandter der Kolibri, unter denen es auch große, düster gefärbte Gestalten gibt. Die gebogenen Schwingen und sein schwirrender, spitzer Schrei trennen ihn auf den ersten Blick von den Schwalben, und nur äußerlich ähnelt er ihnen, wie der Walfisch den Fischen, die Blindschleiche den Schlangen. Die Sa-langane, die aus ihrem Speichel eßbare Nistnäpfe formt, die Zwergsegler Indiens, die Baumsegler von Südostasien, das ist die Sippe, der er angehört, nicht das liebe, lustige Volk der Schwalben.

Von Rechts wegen hat er nichts bei uns zu suchen, der düstere Geselle. Die Klippen des Mittelmeerbekens, Vorderasiens Gebirge, Nordafrikas Felsen, die sind seine Heimat. Von da hat er sich — den kein Raubvogel hindert, sich über die Maßen zu vermehren, denn selbst der schnellste Falke schlägt ihn nur selten — nach allen vier Winden verbreitet, und hoch im skandinavischen Norden mischt er seinen schrillen Schrei in das Gefäch der Möwen, wie er am Himalaja des Gekreische der grellschnäbeligen Felsendohlen übertönt.

Ob Tiefland oder Gebirge, ob Küste oder Binnenland, ob Marsch oder Geest, alles ist ihm recht, wenn er nur Klippen findet, hohe, steile Klippen, wie er sie gewohnt ist. Vor grauen Zeiten gaben ihm die im

Flachlande nur die Kirchen, Klöster und Burgen, und nur dort mag er anfangs bei uns gebrütet haben. Als dann aber die Städte ihm hohe Steinklippen in ihren Mauern und Häusern boten, da vermehrte er sich immer mehr, und je mehr auf dem Lande das steinerne Stockwerkhaus sich einbürgert, um so mehr siedelt sich auch der Segler dort an. Aber heute noch fehlt er überall dort, wo das niedrige Bauernhaus vorherrscht, und höchstens am Kirchturm wohnt ein Paar und mischt sein Geschrille in das Geschwätz und Geplauder der Schwalben, die ihm scheu ausweichen.

Denn es ist ein unholder Geselle, der rußbraune, unheimlich schimmernde Vogel. So frech der Spatz und so dreist der Star ist, ihm müssen sie weichen. Mit den schwachen, aber scharf bewehrten Klauen zerrt er ihre Eier und Jungen aus dem Nest, und wollen die Alten ihm zu Leibe, so weicht er mit jähem Schwunge aus. Halten sie aber stand, so stürzt er sich auf sie, krallt sich an ihnen fest, zerrt sie aus ihrem Loche, reißt sie aus ihrer Mauerpalte und stürzt sie kopfüber hinab. Und selbst wenn er ein eigenes Nestloch fand, so ist er doch zu bequem, nach fliegenden Halmen und schwebenden Federn lange zu suchen; er bricht bei Spatz und Star, Rotschwanz und Fliegenschnäpper ein, wirft Eier und Junge hinaus, zerreißt das Nest und schleppt die Reste in seine Räuberburg.

Die steht da irgendwo unter einer Dachrinne, je höher, je lieber. Liederlich, wie alles Räubervolk, richtet er sie ein. Einige Zeugseken, ein paar Halme und

Federn, mit seinem zähen Speichel zusammengeklebt und auf der Unterlage festgekittet, das ist die ganze Herrlichkeit. Und darauf sitzt das Weibchen, wehrt sich gegen die Fledermauswanzen und Lausfliegen und läßt sich vom Männchen füttern; denn es heißt, schnell zu brüten, weil die Zeit kurz ist für die Aufzucht der Brut. In zwei Monaten geht es wieder fort.

Langsames Bedenken, bedächtiges Abwägen, kühle Ruhe, böhmische Dörfer sind das alles dem Segler. Alles muß schnell bei ihm gehen, so schnell wie möglich. Heute schwebt er noch über den Urwäldern Innerafrikas, morgen faust er über die Berge der Kabylen, übermorgen neckt er am Großglockner seinen großen Vetter, den Alpensegler, und überübermorgen fallen seine Horden in die deutschen Städte ein. „Eilig, eilig, wir haben keine Zeit!“ das bedeutet das spitze Schreien, das heifere Schrillen. Schnell kreuz und quer über die Stadt, schnell tausend Fuß in die Wolken, hinab bis auf den Erdboden, vom Walde zur Heide, vom Berg zum Moor, mit der Sonne auf, mit ihr zur Ruh; denn die Zeit ist kurz.

Alles geht mit Dampf. Fressen, lieben, hassen, alles geht schnell, alles spielt sich in der Luft ab. Unaufhörlich klappt der breite Rachen zu, kneift den Mücken, Motten, Fliegen, Käfern Beine und Flügel ab, Hunderten täglich; denn die Maschine muß geheizt werden, sonst gibt sie nicht Kraft genug her zum rasenden Fluge, zum wilden Sturze. Alles, was da oben in der Luft schwirrt und flirrt, sich des Lichtes und der

Wärme freut, sich in der lauen Luft wiegt oder vom Winde hinweggeführt wird, das muß sterben; es ver-
schwindet in des Seglers breitem Rachen. Und ist der
Himmel tief, ist die Luft arm und leer an winzigem
Gezieser, dann saust der schwarze Mörder hinab und
rafft alles dahin, was über der Wiese tanzt und am
Rande des Waldes sich wiegt, in den Höfen schwirrt
und in den Straßen flirrt. Es gibt keine Rettung
vor ihm.

Und so ist es auch in der Liebe. Da gibt es kein
zartes Schmachten, kein schüchternes Werben. In wil-
dem Fluge wirbt, in jähem Stoße erobert er. Über
nicht ohne Meid und Kampf bleibt sein Werben. Sein
Minnespiel winkt die Nebenbuhler herbei, und nun
heißt es, das Weibchen nicht zu verlieren während der
Schlacht. Erstaunt heben die Städter die Köpfe: ein
zehnstimmiges Geschrille kommt hoch über den Dächern
dahergetobt, zehn wilde, schwarze Gestalten sausen da-
hin, überfliegen sich, prallen aufeinander, weichen sich
aus, und aus dem Wirbel löst sich ein Knäuel, tau-
melt herab, fast bis auf das Pflaster, um sich aufzu-
lösen in zwei schwarze, langschwingeige Vögel, die mit
heiseren Gassekrufen steil emporsteigen und sich über
den Dächern weiter befehlen.

Unaufhörlich geht das Getobe in der Luft seinen
Gang. Sind erst die Tage länger, hat die Sonne in
der Frühe schon so viel Kraft, um des Seglers Jagd-
beute emporzulocken, dann stürzt er sich schon um drei
Uhr früh aus seiner Mauerpalte, saust den ganzen

Tag ruhelos umher, sich vollfressend und seiner Brut-
Azung zuschleppend; und um die neunte Stunde,
wenn der Tag verblutet, fährt er in seine Höhle und
ruht, bis die Sonne ihn wieder weckt und er wieder
seinen Lärm über die Stadt ausschüttet und sein Ge-
schrille in ihre Straßen streut und sein Gekreis in
den Morgenschlummer der Menschen bohrt.

Die kennen ihn alle und kennen ihn doch nicht. Sie
kennen ihn, wie man den Mond kennt oder die Sonne.
Alle hören ihn Tag für Tag, jeder sieht ihn Stunde
um Stunde, sein Kreischen ist untrennbar von dem
Geräusche des sommerlichen Stadtlebens, sein Flug-
bild ist innig mit dem Begriffe des Sommerhimmels
verschmolzen; was das aber ist, was da schrillt und
schwebt, das wissen nur wenige Leute, solche, die ganz
oben in den Häusern wohnen, in Dachwohnungen,
über deren Fenstern, unter deren Wasserrinnen er
haust.

Eines Morgens weckt sie ein scharfer, bissiger
Schrei. Sie stehen auf, öffnen das Fenster, und ein
pfeilschnelles schwarzes Ding fährt schreiend unter der
Dachrinne hervor, verschwindet, saust wieder heran,
schlüpft unter die Dachrinne und ist im Nu wieder
fort. Dann, nach einigen Tagen, hängt ein Halm unter
der Blechrinne heraus, und ein heiseres Gewisper er-
klingt von dort. Ein schwarzes Ding huscht fort, ein
anderes huscht herbei, einen Halm nach sich ziehend,
hängt an der Mauer, nestelt den Halm fest und stiebt
grell aufkreischend wieder von dannen.

Der Kopf des Menschen, der dicht bei ihm aus dem Fenster sieht, stört das schwarze Ding nicht. Es weiß ja, wie schnell es ist, und die zum Scherz vorgeschnellte Hand, des weißen Suches Winken, das kummert den Segler nicht. Und die Rabe, die mit funkelnden Augen aus dem Fenster schleicht, sie macht ihm keine Sorgen. Näher, immer näher schleicht sie, aber der schwarze Vogel klebt gleichgültig an der Mauer und leimt mit seinem Speichel die Halme fest. Die Rabe duckt sich, zieht die Schultern hoch, und jetzt fährt ihre Pranke vor, schlägt sie nach dem Vogel. Der hat sich mit einem Schlage seiner langen Fittiche sechs Fuß weit von der Mauer in die Luft geschneilt und ist in kurzem Bogen zurückgekehrt, um seine Feindin zu begleiten auf der schnellen Reise von der Dachrinne in den gepflasterten Hof, wo sie dumpf aufschlagend mitten zwischen den spielenden Kindern liegenbleibt, die sie weinend hochnehmen und streicheln, bis sie langsam wieder zu sich kommt und lendenlahm die Treppen emporzuschleicht. Der Segler aber hat fortan Ruhe vor ihr, und wenn sie am Fenster sitzt und er ihr dicht an der Nase vorbeifährt und sie mit spitzen Worten verhöhnt, keinen Blick wirft sie ihm zu.

Mensch und Rabe sehen täglich, stündlich die schwarzen Vögel aus- und einfliegen, bis der eine immer länger im Neste bleibt, und der andere immer öfter ab- und zufliegt. Und dann fliegen wieder beide hin und wieder, und aus dem Neste kommt ein hungriges Gezirpe, das von Tag zu Tag schärfer, lauter, heiserer

wird. Bis dann wieder eines Tages das Nest leer ist und tagsüber verlassen bleibt, um abends von vier schwarzen Gestalten aufgesucht zu werden.

Am Morgen des ersten August aber werden die Leute nicht mehr von dem schrillen Gekreische gestört. Verwundert sehen sie aus dem Fenster. Die Späßen schilpen im Hofe, auf der Dachrinne hüpfst der Rotschwanz umher, aber die Luft ist still, und der Himmel ist kahl; keins der schwarzen, lauten Dinger fährt mehr daran hin und her.

Die Segler sind fort. Sie verschwanden, wie sie kamen, plötzlich und jäh, wie es ihre Art ist. Und während der Mann nach dem leeren Himmel starrt, an dem gestern noch ein schwarzes Gewimmel war, da jagen die vier schwarzen Vögel schon mit vielen ihrer Sippe in jähem Fluge über die Gletscher des Großglockners hin, und abends, wenn der Mann die Lampe anzündet, dann haben sie das Mittelländische Meer schon hinter sich und schlüpfen in die Ritzen einer halbverfallenen Moschee im Lande der Rabhlyen, um einen Abend später über den Urwäldern der Nilquellen, wie vor wenigen Tagen noch über den Dächern der deutschen Stadt, alles, was an fliegendem Gewürm dort lebt und schwebt, zu verschlingen.

Der Mörder

Die halbe Heide entlang waren alle Förster und Jäger in Aufregung; es spürte sich ein fremder Haupt- hirsch.

Gesehen hatte ihn noch kein Menschenauge; nach der Ahlenflucht trat er zur Aflung aus, und vor Tau und Tag zog er wieder in die Dichtung.

Der Fährte nach war es ein Hirsch von mehr als dem zehnten Kopfe; bequem konnte ein Mann die vier Finger der Hand hineinlegen. Es war eine Fährte, die tief und fest in dem Sande stand; danach gab man dem Hirschen dreihundert Pfund und darüber. Und weil sie ein ganz anderes Bild zeigte, viel mehr Zwang aufwies als die der Standhirsche, so schlossen die För- ster, daß der Hirsch von weit her zugewechselt sein mußte.

Dreihundert Büchsen die Heide auf, die Heide ab lauerten tagtäglich auf ihn; sie lauerten vergebens. Spürte er sich drei Tage in diesem Forst, morgen war er verschwunden, und die räthelhafte Fährte setzte übermorgen zehn Meilen weiter die Jäger in Verwir- rung. Drei Nächte nacheinander stand der Jäger auf

der Schneise in der wilden Hudewohld und sah das Kreuzgestell auf und ab; er bekam nur Wildbret zu Blick. Als er sich schon zum Abgange rüstete, da war ihm so, als stände etwas Böses hinter ihm. Erschrof- fen wendete er den Kopf und sah zwei Schritte hinter sich ein furchtbares Gesicht. Er erblaßte und griff nach der Büchse, aber da schnaufte es, und mit Kling und Klang und Knick und Knack stob der Hirsch in das Gewirre des Bruchwaldes hinein. Der Jäger starrte hinter der Erscheinung her. Ist das ein Hirsch ge- wesen oder ein Gespenst? Er hatte ein Gesicht gesehen über einem schwarzen Brunsthalse, schrecklich und böse. Quer um die Lichter war ein breiter, weißer Strich gezogen und darüber leuchteten und funkelten in der halben Frühsonne lange, blutrote Spieße. Wie viele es waren, wieviel Enden der Hirsch trug, der Mann weiß es nicht. Das Herz ist ihm in den Hals gesprungen, Schwäche ist über seine Knie gekommen, Eis auf seinen Rücken, Fieber über seine Stirn und Nebel vor seine Augen. Die geladene, gespannte Büchse in der Hand tritt er in den wilden Wald. Da steht die Fährte, wie in Erz gegossen, in dem anmoori- gen Boden; leicht nimmt sie vier Finger auf. Ihr zu folgen ist ein Unding; wohl zieht der Wind nach Wunsch, aber sie steht auf das Postbruch zu, wo nur Fuchs und Marder lautlos schlüpfen können, wo schon der Bock laut brechen muß, so viel Geknäck deckt den Boden, so eng verfilzt sind die Weiden und Ellern, Birken und Föhren durch Risch und Post.

Vorsichtig schleicht der Jäger das Gestell entlang und umgeht das Bruch: nirgendwo steht die unheimliche Fährte heraus; der Hirsch steckt im Bruche. Mit halbem Winde dringt der Jäger auf einem verwachsenen Altwege in die modrige, muffige, schwüle, enge Wildnis hinein, Schweiß auf der Stirn, Herzklopfen in der Kehle, Durst am Gaumen, bis er nach einstündigem Schleichen und Kriechen, nach manchem voll Zittern und Beben gemachten Sprung, nach manchem Bogen und vielen Pausen vor den großen Windbruch inmitten der Wohld kommt. Dort tritt so gern das Wild umher, dort schlägt der Hirsch, wie die geschundenen Stämme zeigen, dort setzt das Mutterwild, dort horstet der Schwarzstorch in der alten Fichte, dort sonnt sich der Giftwurm im Grase, dort paßt der Schreiadler auf die Waldmaus. Heute ist die Blöße blank und leer. Aus dem grünen Risch leuchten die roten Stämme und verlieren sich in den schwarzen Kronen, zwischen denen blaue Felsen Himmel lieb herabsehen. An den modernden Wurfboden einer Fichte schmiegt sich der Mann an und harret mit halbgeschlossenen Augen. Müdigkeit reißt seinen Kopf herab, er wirft ihn wieder hoch. Seltsame Bilder tauchen vor ihm auf, die ihm seine überreizten Nerven vormalen. Die rote Spinne, die dicht vor seinen Augen hängt, erscheint ihm als ein rotes Stück Wild, das dort hinten auf der Lichtung steht, bis er lächelnd seinen Fehlblick gewahr wird. Und wieder werden seine Augen groß; denn da unten schwebt der Schwarz-

storch. Aber es war nur eine Schwebfliege, die vor seiner Stirn in der Luft stand. Dann hörte er Lieder aus dem Gebrumme der Föhren, Lieder aus seiner Burschenzeit, und Wellen hört er schlagen gegen das Schiff.

Es war kein Traum aus der Burschenzeit, nicht die Erinnerung spülte vergessene Laute an das Ufer der Gegenwart; es klatscht und stampft hier in der grünen Wohld. Das klatscht und quatscht und schlappt und jappt, stöhnt und dröhnt, knackt und klackt, verstummt und hebt von neuem an, und endlich bricht es in der Dickung, plötzlich steht, wie in einem Rahmen, halbrechts, zwischen zwei roten Stämmen unter einem verschörfelten roten Aste, von unten gedeckt durch einen dunklen Busch, der Hirsch, schwarz wie der Satan, eben der Suhle entfliegen und äugt aus den weiß umzogenen Lichtern, über denen es blutrot in der Sonne leuchtet, den Mann an, starr, wie der böse Feind eine arme Seele. Einen Schlag fühlt der Mann auf dem Herzen; denn er sieht, daß der Rauch seiner Pfeife stracks dem Hirsch entgegenzieht, aber ehe der Kolben an der Backe liegt, ist der Rahmen leer, und mit Kling und Klang und Knick und Knack ist die Erscheinung verschwunden.

Noch an demselben Abend vernimmt der Förster, der eine Meile weiter vor dem Moore die Hirsche verhört, ein hartes, trockenes, heiseres Röhren, häßlich anzuhören, und hinterher einen Trenzer, niederträchtig und gemein, und einen Schrei, hohl und häßlich. So

hat hier noch nie ein Hirsch geschrien. Der Plashhirsch, der oben in der Moorwiese steht, wirft auf und zieht langsam vor seinem Rudel her dem Moorwalde zu. Der Förster hat das Glas vor den Augen und späht das silberne Gatter ab, mit dem die Birken Moor und Forst trennen. Der Plashhirsch schreit zornig in den Wald hinein; weiß springt sein Atem vor ihm her. Aus dem Forste kreischt der harte, häßliche Trenzer heraus, hinter ihm her röhelt ein heiserer, höhnischer Ruf, ein trodenes, boshaftes, gemeines Röhren, ganz unirdisch klingend, gespenstig, höllisch. Der Plashhirsch zieht näher an den Moorrind. In dem Walde ist es still, bleibt es stumm. Rund und voll ruft der Zwölfender sein ehrliches Wort in das schwarze, mit Silber vergitterte Walddunkel. Es wird ihm keine Antwort. Unwillig tritt der edle Hirsch den Grund, wirft die Moorerde mit dem stolzen Geweih empor, zerfezt damit einen Weidenbusch, schreit dem Gegner einen verächtlichen Trenzer zu und wendet sich voller Abscheu ab. Vor ihm her trollt sein Rudel. Da fährt etwas aus dem Walde, ein schwarzes, unheimliches Ding, und ehe der Zwölfender wenden und dem Gegner die Kampfsprossen weisen kann, ist er überrannt, ist er von hinten niedergeforkelt. Aber ihm steht der schwarze Mörder und stößt auf ihn los. Weithin klingt es, als schlüge ein Stock auf einen Mehlsack. Starr steht das Rudel, die Hälfen sind lang, die Lauscher steif, die Lichter weit aufgerissen. Ein blutiger Felsen fliegt dem Kopftier an den Hals, noch einer vor die Brust. Es

schreckt auf und wendet. Aber im Nu ist der schwarze Hirsch mit der weißen Augenbinde und den roten Stangen vor dem Rudel und forkelt es auf einen Klumpen zusammen. Dann schreit er in das Abendrot hinein, so häßlich, so gemein, so tonlos und trocken, wie hier noch nie ein Hirsch schrie, und treibt das Rudel vor sich her in den Nebel hinein. Starr sieht der Förster ihm nach, dann steigt er von dem Hochstand und geht zu dem geforkelten Zwölfender. Der ist im Verenden begriffen. In den weit herausgequollenen Lichtern liegt Todesangst. Urmeßlang hängt das zerfezte Gescheide aus den zerrissenen Dünnungen heraus. Der Förster gibt ihm den Fang und lüftet ihn. Dann schreitet er, den Kopf auf der Brust, heim. Der Oberförster wird Augen machen; am anderen Morgen sollte der Prinz den Zwölfender weidwerfen.

Der Morgen kommt mit herber Luft; ein Brunstmorgen ist es, wie er nicht schöner sein kann. Aber weit und breit meldet kein Hirsch, höchstens röhrt hie und da ein Schneider. Die Plashirsche sind verschwiegen. Der Zwölfender tat gestern abend seinen letzten Schrei; er hängt an der Wildwinde auf dem Hofe der Oberförsterei. Der kapitale Achtender, der schon zwölf Enden aufwies und auf vierzehn gezeigt hat, sitzt im Erlenbache und küßt seine zerschundenen Seiten. Auch ihn überfiel der Mordhirsch hinterrücks. Der Zehnder aus dem Brandmoore steht im Stangenorte und rührt sich nicht. Der Mörder hat ihm eine Stange in das Gehirn gerannt und ihm die halbe

Besinnung genommen. Wäre nicht gerade der Prinz vorbeigefahren, so wäre der Hirsch auch zu Tode geforkelt worden. Dicht vor den Rotschimmeln sauste der schwarze Satan über das Gestell, daß die Gäule hochauf gingen. Der Prinz hatte das Jagen, in dem der Hirsch steckte, umfahren; aber der Mordhirsch war schneller gewesen und spürte sich schon heraus und in das untwegsame Bruch hinein. Auf dem Quergestelle spürte sich eine frische Rotsfährte. Sie führte zu dem kranken Zehrender. Der stand stumpfsinnig da, an eine Stange gelehnt, stöhnte und röchelte und schüttelte fortwährend das Haupt. Über dem rechten Lichte saß ein faustgroßer, rotweißer Klumpen, die blutige Gehirnmasse, die aus der Forkelstelle herausgequollen war. Ein Schrottschuß auf den Hals endete die Qualen des Gemeuchelten.

Acht Tage gingen über das Land. Zehn Meilen umher hatte alles, was den grünen Rock trug, einen roten Kopf. Aller Jagdneid, jeder Grenzhaß war vergessen. Der Förster sagte es dem Bauernjäger, der städtische Jagdpächter dem Förster an, wenn sich der Schadhirsch spürte. Dreimal hatte man ihn schon hinter den Lappen gehabt, aber nie war er vor die Schützen gekommen, denn er hielt die Lappen nicht; bevor es hell wurde, überfloh er sie. Bald hier, bald da erscholl sein heiseres, häßliches Schreien, aber stets im untwegsamem Bruch oder in der verwachsenen Dickung, und erst wenn die Nacht Himmel und Erde ver-
schränkte, trat er aus und kämpfte auf den Wiesen die

Platzhirsche ab. Am hellen Mittag saßen die Jäger schon auf den Kanzeln, saßen bis in die Nacht hinein, froren in ihren Pelzen, wenn der Frühwind über das Bruch blies, sahen wohl schwarze Klumpen, die jäh hin und her fuhren und im Nebel verschwanden, hörten den Mörder trenzen und röhren, aber wenn der Tag kam und die Büsche und Bäume aus dem Nebel zog, dann stand der Unglückshirsch längst in der sicheren Dichtung oder saß in der Suhle im wilden Bruche. Keine fünfzig Schritte von dem Hochstande, auf dem der Forstmeister die Nacht verbrachte, forkelte er einen angehenden Zehrender zuschanden. Der Forstmeister hörte jeden Laut, konnte den Kampf genau verfolgen, hatte währenddem die gestochene Büchse unausgesetzt an der Backe, bereit, trotz des fehlenden Lichtes den Schuß zu wagen. Er hörte das Brechen der Büsche, das wilde Rauschen im Risch, das Aneinanderprasseln der Geweihe, das Schnauben und Stöhnen der beiden Rämpen, und er hörte auch, wie plötzlich hageldicht die Stöße fielen, dumpf dröhnend, wie Stockschläge auf einen Mehlsack. Dann brach es laut in der Dickung, dann rief der Schadhirsch seinen trockenen, gemeinen, höhnischen Jubelruf dem Forstmeister zu, und dann stand die Stille wie eine Mauer rund um die Wiese. Als die Sonne sich durch den Nebel quält, ist die Wiese kahl wie eine Mädchenhand; eine einzige alte Rinde äst sich an dem Moorbach entlang. Unausgesetzt lärmten in der Dickung die Häher. Mit steifen, kalten Gliedern steigt der Weißbart von der Kanzel. Seine

Stirn kraust sich, wie er auf der zertretenen, zertwühlten, zerrissenen Wiesenmarbe Schweiß findet, dunkelbraunen, trüben Schweiß, Leberschweiß. Die franke Fährte führt gerade dahin, wo die Hähner zetern und keifen. In der Lichtung der alten Dichtung liegt der Zehrender auf der Seite, die Läufe weit von sich gestossen. Der Leder hängt weit aus dem Geäse, die Lichter sind gebrochen. Er ist schon seit Stunden verendet. Ein Stoß in die Leber brachte ihn um.

Der Forstmeister sendet reitende Boten ab, und sein Sekretär steht den halben Morgen am Fernsprecher. Der Schadhirsch muß sterben. Da alles Passen und Weidwerken nichts nützte und das Einlappen auch nichts half, soll der Hirsch bestätigt und vor dem Hunde geschossen werden. Abends kommen die Schützen an. Dreißig Mann sind es, Förster, Jagdpächter, Bauern, alles sichere Leute. Sie verteilen sich im Dorfe; denn der Krugwirt kann sie nicht alle beherbergen. Am anderen Morgen meldet der Fernruf, daß der Hirsch in der hellen Weide fest sei, einem vermoorten, verwachsenen Birkenwalde. Zu Rad und zu Wagen fahren die Schützen zu dem Belauf, in dem die helle Weide liegt. Wie die Katzen, so leise schleichen sie sich an ihre Stände, und ebenso lautlos treten die Treiber an. Der Hegemeister legt seinen uralten, lahmen Söllmann zur Fährte; der einzige Schweißhund weit und breit ist er, der eine gesunde Fährte arbeitet. Das unterschiedlichste Wild läuft die Schützen an, ein jagdbarer Hirsch, Wildbret, zwei Sauen, ein guter Bock, der

Fuchs; kein Schuß fällt; denn nur auf den Schadhirsch, den Meuchelmörder, darf der Finger krumm gemacht werden. Eine Stunde vergeht, da taucht der rote Hund und hinter ihm das rote Gesicht des Hegemeisters bei den Schützen auf. Der Hirsch ist nicht vorgekommen. Ein Förster spürt auf dem Rade die Gestelle rund um das Jagen ab; der Hirsch steckt noch im Treiben. Das Jagen wird noch einmal getrieben. Der Hirsch zieht in voller Deckung am Rande des Treibens entlang. Der Forstmeister läßt das Jagen noch einmal treiben und geht mit zehn Schützen mit der Treiberwehr. Das hilft; endlich knallt es. Aber das Horn meldet nicht: „Hirsch tot!“ Er ist vorbeigeschossen. Wie eine Katze, so leise, war er bis dicht vor einen Schützen gezogen und hatte mit jäher Flucht die Brandrute überfallen. Zwei hastige Kugeln piffen taub hinter ihm her. Alle Mühe, alle Kosten waren vergebens gewesen. Der Hirsch spürte sich bis in das Stiftsmoor, und dort verlor sich die Fährte. Aber das Treiben hatte er wohl übel genommen. Sein trockener Schrei ward nicht mehr vernommen in dieser Gegend. Drei Jahre lang erzählten sich die Jäger die Schauermär von dem Schadhirsch, der in einer einzigen Brunstzeit sieben gute Hirsche zuschanden geforkelt hatte. Wie der Dieb in der Nacht war er gekommen und gegangen, wohin, das wußte keiner. In den Zeiten wurde Nachfrage nach ihm gehalten, aber es wurde nicht bekannt, wo er geblieben war.

Ein Mann wußte um das Geheimnis des Mord-

hirsches. Das war der rote Hein, der Waldbummler und Tagedieb, der in der Kreisstadt am Tage Beeren und Pilze verkaufte und des Abends Ricken und Hasen, die er in den Wäldern gestriekt hatte. Er war am Tage nach der Treibjagd durch das Rauhe Horn geschlichen, um Schwämme zu suchen und nebenher nachzusehen, ob sich nichts in den Schlingen gefangen hatte, die tags vorher seine beiden Jungen auf die Rehwechsel gestellt hatten. Als er so durch den verwachsenen Moorwald schlich, sein Fuchsgezicht gewohnheitsmäßig zu einer recht dummen Grimasse ziehend, ab und zu einen Pilz losschneidend und über die Schulter in den Tragkorb fallen lassend, da war er plötzlich ganz in sich zusammengefallen und hatte sich geduckt wie ein Fuchs, der die Maus anspringen will. Das rote Haar auf seiner sommersprossigen Stirn suchte hin und her, und seine abstehenden Ohren bewegten sich langsam; denn da vorn ging etwas Seltsames vor sich. Es stöhnte und ankte dort, als läge ein Mensch im Sterben. Die Kreuzotter kriecht nicht so leise, wie Hein Thomann kroch. Den Tragkorb hatte er ab, setzte die alte Mütze auf und zog sie tief in die Stirn, ließ die Schuhe bei dem Korbe stehen, und dann glitt er, den kurzen Toischläger fest in der Faust haltend, schnell, aber lautlos näher, jeden Zweig vermeidend, der sein verschossenes Zeug streifen konnte. Vorsichtig bog er den Weidenbusch zur Seite, hinter dem her das halblaute Stöhnen erklang, und hob den Stock mit dem Bleiknopfe zum Schlage. Aber dann

fuhr er zurück, und sein fahles Gesicht wurde weiß; denn was er da sah, das war gräßlich.

Hinter dem breiten, tiefen, steilwandigen Entwässerungsgraben hing zwischen den beiden Stämmen einer Zwillingeskiefer eingeklemmt ein starker Hirsch mit weißumbänderten, weit hervorgequollenen Lichtern und heraushängendem Lecker. Die ganze Nacht mußte er schon so gehangen haben; denn von den Hinterläufen war der braune Boden zerkratzt und zertreten. Schlaff hing der Hals zu Boden, und das Geweih mit den langen, dicken, spitzen, endenlosen Stangen berührte mit den blutrot gefärbten Kampffprossen fast die Erde; schrecklich aufgetrieben war der Leib des Hirsches. Ein ohnmächtiges Zittern erschütterte ab und zu seine Decke, matt spielten die Lauscher, krampfhaft suchte ab und zu ein Lauf, und unaufhörlich kam aus dem weißschaumigen Windfange ein hohles, trockenes, hoffnungsloses Stöhnen.

Ein Schauer überlief den Schlingensteller. Er nahm die schmutzige Kappe ab und fuhr mit der goldhaarigen Hand über die nasse Stirn. Er hatte nie Mitleid empfunden, fand er ein Reh in der Drahtschlinge zappeln; das brachte das Handwerk mit sich. Aber dieses hier? Eine ganze Nacht sterben? Ganz langsam, bei lebendigem Leibe? Der Mann schüttelte sich. Er zog die Schnapsflasche hervor, tat einen kleinen Schluck, sah scheu hin und her und schlich näher. Ein dumpfer Schlag, das Stöhnen brach ab; ein Blitz aus der Hand, und in gebogenem Strahle

plätzerte der rote Schweiß aus der Schlagader des Hirsches. Hein Thomann verstand sein Geschäft; nach drei Stunden war der Hirsch zerwirrt. Die Knochen und das Gescheide verschwanden im weichen Schmorboden, bis auf einige schöne Stücke hing das ganze Wildbret an Weidenruten in der Krone einer dichten Fichte, mit Papierseken gegen Marder und Krähe verblindet, und in einer anderen Fichte hing der Schädel des Mordhirsches mit dem blutroten Geweih. Drei Nächte lang schleppte Thomann mit seinem hageren, schwarzhaarigen Weibe und seinen drei hungrigen Saugenichtsen von Jungens Riepe auf Riepe nach der Kreisstadt; Thomann ging zum Biere und hielt seine Freunde frei, seine Alte hatte ein anständiges Kleid an und seine Jungens neue Stiefel.

In einer schlechten Wirtschaft in der großen Stadt hängt an einem Pfeiler das hohe, weitausgelegte Geweih des Vierzehners, des Meuchlers, des Schadhirsches, der sich selbst richtete und den langsamen, schrecklichen Tod starb, den Tod des Mörders.

XX

Der Zaunkönig

Unterhalb der hohen Geest liegt eine Reihe von Sandhügeln, zwischen denen sich der Bach hindurchquält. Er kann nicht so recht vorwärts, darum vermoort er das Gelände.

Kiefern, Birken, Fichten, Espen und Erlen siedelten sich hier an, und zwischen ihnen Wacholder, Stechpalmen, Weiden, Faulbaum, und unter diesen Brombeeren, Himbeeren, Gagel, und daneben Birkbeeren, Kronsbeeren, Moorbeeren und Heide, und dazwischen wuchern Farne, Moos und allerlei Gekräut.

Mit der Zeit entstand hier eine dichte Wohld, ein Urwald jungen Datums, in dem Hirsch und Sau, Reh und Fuchs Unterschlupf fanden, und wo Habicht und Schwarzstorch, Buffard und Gule, Specht und Häher brüten konnten und vielerlei Kleinvögel, die hier Nahrung in Hülle und Fülle fanden.

Da kam in einer schwarzen Winternacht der Nordwestwind über die Geest gelaufen; er wollte in das große Moor und von da weiter. Plötzlich stieß er sich den Kopf an der Wohld und wurde darüber so fuchsteufelswild, daß er wie wahnsinnig tobte, und

die Fichten und Kiefern, die fünfzig und mehr Jahre hier gestanden hatten, zusammentrampelte, daß sie kunterbunt übereinanderfielen.

Die Holzinteressenten aus dem Dorfe auf der Geest, denen die Wohld gehörte, verkauften nun das ganze Holz an einen Händler, und von da ab klangen jeden Tag Art und Säge dort, und als der Frühling kam, war von der ganzen Wohld nichts mehr übrig als die Birken und Erlen, hier und da noch eine Fichte und das Unterholz und Gestrüpp, soweit Wagenräder und Pferdehufe es nicht zerknickt und in den moorigen Boden gedrückt hatten, und die gespenstigen Wurfböden der Bäume.

Die Hirsche und Sauen mieden den unruhigen Ort, die Rehe aber zogen sich bald wieder dorthin. Auch der Schwarzstorch und der Habicht suchten sich andere Horstplätze. Dem kleinen Vogelzeug gefiel es aber nun viel besser hier als vordem; denn jetzt hatte es Licht und Luft; und so flatterte und schwirrte und zwitscherte und schmetterte es dort bald noch viel lustiger als früher.

Einer war es, dem es jetzt ganz besonders gut hier gefiel, und das war ein ganz kleiner Vogel mit einer ganz großen Stimme und einem unverschämten Schwänzchen, das er stolz und steif in die Höhe hielt. Er hatte sich den ganzen Winter in den Hecken und Holzschuppen der Dörfer umhergetrieben und war so auch in den großen Windbruch gekommen. Dort fühlte er sich sehr wohl. Die vielen Menschen, die Pferde

und die Wagen störten ihn nicht; nur wenn sie ihm zu nahe kamen, machte er einen schrecklichen Lärm.

Er fand es großartig hier. Zersplitterte Stämme, aus der Erde gerissene Wurfböden, abgeplazte Rinde, aufgewühltes Moos, das war gerade Zaunköniggeschmack. Wo er hinsah mit seinen großen, schwarzen Augen, gab es etwas für das spitze Schnäbelchen; hier ein Spinnchen, dort ein Käferchen, da ein Käupchen, dort ein Püppchen; sie alle hatten sich vor Schnee und Eis hinter Rindenschuppen und in Ritzen und Moospolstern versteckt; aber der Sturm, die Art, die Säge, die Wagenräder und Pferdehufe hatten ihre Winterlager zerbrochen und zerrissen. Der kleine Zaunkönig wußte gar nicht, wo er zuerst hinfassen sollte, so viel Futter fand er.

Das war ein Leben hier zwischen den Wurfböden! Was gab es da für Schlupflöcher, Verstecke, Winkel und Höhlen, eine neben der anderen. Eine Wonne war es, zwischen dem Wurzelwerke und Astholz umherzuschlüpfen, hier eine langbeinige Spinne aus dem Moose zu ziehen, dort eine Uffel aus dem faulen Holze zu zerren und daneben eine vor Kälte starre Fliege hinter der Rindenschuppe hervorzuholen. Und dann flog der kleine Kerl auf den höchsten und spitzesten Splitter einer abgebrochenen Fichte, dicht bei dem Feuer, das sich die Holzfäller und Fuhrleute angezündet hatten, und schmetterte sein Lied in die verschneite Wildnis, daß die Leute, die um das Feuer saßen und frühstückten, sich ansahen und lachen muß-

ten, so lustig sah es sich an, wie das winzige Ding da oben saß und mit einer Stimme sang, als wäre es viermal so groß gewesen. Aber da war es schon wieder in einem dünnen Farnbusch untergetroffen und zeterte wütend, weil der weiße Spitz des Fuhrmanns dort umherschnüffelte.

Mit der Zeit fanden sich immer mehr Zaunkönige auf dem großen Windbruche ein, lauter Hähnchen, und da es so viel Futter gab, so daß sie viel Zeit hatten, kamen sie überein und bauten sich in der Jagdbude ein prachtvolles, kugelrundes Junggesellenheim aus dem feinsten grünen Moos, und abends, wenn die Gule umflog, kam ein Zaunkönig nach dem anderen angeschnurrt und schlüpfte in das weiche Nest, bis sie selbst wölft eng aneinandergedrückt dort saßen, sich erst noch ein bißchen was erzählten und dann schliefen, bis die Gule ihren Schlafbaum suchte und die Krähe laut quarrend zu Felde strich. Dann schlüpfen sie wieder heraus, setzten sich auf die dünnen Wurzeln der Wurfböden, ordneten ihr Gefieder, schimpften mörderlich, wenn ein Reh vorüberzog oder ein Hase angehoppelt kam, verteilten sich dann, und jeder für sich trieb eifrig die Spinnenjagd und sang ab und zu von irgendeinem Zweig oder Splitter sein kräftiges Lied.

Zwei große Aufgaben hatten die kleinen Kerle. Einmal sorgten sie dafür, daß Borkenkäfer und anderes böses Geziefer vermindert wurde, und dann bildeten sie eine Sicherheitspolizeitruppe für den Windbruch. Der Fuchs machte schlechte Geschäfte, seitdem die vie-

len Zaunkönige da waren. Sowie er sich blicken ließ, um hinter einer Birkenhenne oder einem Hasen oder einer Schnepfe, die an den quelligen Stellen gern überwinterten, herzuschnüffeln, ging es los: „Zerr, zerr, zerr!“ und machte er, daß er weiter kam, ging es dort auch: „Zerr, zerr.“ Wo er auch auf dem Windbruche umherschlich, überall war ein Zaunkönig, und sobald ihn einer meldete, fielen die anderen mit ein; der Hase spitzte die Löffel, Birkenhenne und Schnepfe machten lange Hälse und rückten aus; der Fuchs stand da und hatte das Nachsehen. Sogar außerhalb des Bruches schlüpfen die Zaunkönige umher, und vergeblich pürschte der Fuchs am Bache auf Enten; denn auch sie wurden von der winzigen Waldpolizei gewarnt.

Den ganzen Winter und den halben Vorfrühling hatten die zwölf Zaunkönige sich wie Brüder vertragen; als aber die Luft wärmer wurde, als am Bache die Dotterblumen aufblühten und der erste Zitronenfalter über den Windbruch flog, da kam Unfriede unter sie. Sobald einer zu singen anfing, begann auch ein anderer, und es dauerte meist nicht lange, dann schossen sie aufeinander los, kriegten sich beim Wickel und balgten sich, daß die Federn flogen. Ganz schlimm wurde es damit, als eines Tages ein Zaunkönigweibchen auftauchte; denn nun ging das Gezänke in einem fort. Aber dann ließ sich noch ein Weibchen sehen und noch eines und immer mehr; bald waren acht von den Zaunkönigen regelrecht verheiratet. Die vier anderen

zankten sich erst noch eine Weile mit den Ehemännern herum, dann aber, als sie immer wieder abgebissen wurden, gingen sie anderswo auf die Brautschau.

Die acht Paare aber richteten sich häuslich ein. Ein Paar baute in dem vorne engen, hinten weiten Loche in dem hohen Wurfboden einer Kiefer, ein anderes in einem dichten Weißdornbusche, das dritte in der Kluft, die eine Eiche mit einer an sie herangewachsenen Kiefer bildete, das vierte in den verknäulten Wurzeln einer alten Erle am Bachufer. Ein anderes Nest saß in einem Loch im Weidenbaume, eins in einem Haufen Fallholz, ein weiteres zwischen den scharfen Splintern einer umgebrochenen Fichte, die ein Stechpalmenbusch verdeckte. Alle waren sie aus trockenen Blättern gebaut, kugelförmig, mit einem Schlupfloch an der Seite, mit Moos fein ausgepolstert und säuberlich mit allerlei Federn belegt.

Das allersonderbarste Nest aber hatte sich das Zaunkönigspaar gebaut, von dem das Männchen den Windbruch zuerst entdeckt hatte. Aus alter Gewohnheit schlüpfte es ab und zu noch in die Jagdbude, wo das Junggefellenest war, und als es seine kleine Frau dahin mitnahm, gefiel ihr die Emaillewanne, die an der Wand hing, so ausgezeichnet, daß sie beschloß, darin ihr Nest zu bauen. Da die Ranne nun viel zu groß war, mußte sie erst bis zur Hälfte mit trockenem Laube ausgepolstert werden, und erst als das geschehen war, wurde das eigentliche Nest gebaut, bis schließlich die Ranne bis an den Ausguß

mit Blättern und Moos gefüllt war; und darin war ein kleines Loch, so glatt und rund wie ein Spechtloch.

Im April, als der Weidenzeisig sein Sicksack erschallen ließ und die Buchfinken überall sangen, lagen in allen acht Nestern niedliche weiße, blutrot getüpfelte Eierchen, hier fünf, da sechs, da sieben, und in dem Neste in der Emaillewanne sogar acht Stück. Die männlichen und weiblichen Zaunkönige lösten sich beim Brüten ab, und kaum waren zwei Wochen dahingegangen, da piepte es hier, piepte es da, und die Zaunkönige flogen unaufhörlich hin und wider, Mücken, Spinnen und Käupchen in den Schnäbeln, und hatten kaum selber Zeit, satt zu werden. Am sauersten hatte es das Paar, das in dem Weißdornbusch wohnte. Das Weibchen wußte bestimmt, daß es nur vier Eier gelegt hatte, aber als es einmal, nachdem es sich einige Mücken im Grase gesucht hatte, zurückkam, lagen fünf Eier im Neste, und das eine sah ganz anders aus als die anderen. Erst wollte es das fremde Ei hinauswerfen, schließlich ließ es es aber liegen und bebrütete es mit.

Große Augen machte aber das Zaunkönigweibchen, als es sah, was aus dem fremden Ei herauskroch. So etwas war ihm noch nie vorgekommen. Aber da das nackte, blinde, häßliche Junge so jämmerlich piepte, fütterte die Zaunkönigin es fleißig, und sie konnte gar nicht Futter genug heranschleppen, so fraß es. Es wuchs und wuchs, und nach drei Tagen war es doppelt so groß wie die jungen Zaunkönige, und es wuchs

immer noch und wurde immer frecher und unerschämter. Raum war es zehn Tage alt und hatte eben Augen bekommen, da warf es seine Stiefgeschwister aus dem Neste heraus, gerade zu der Zeit, als die Kreuzotter angeschlichen kam, und die würgte eins nach dem anderen von den armen Dingen hinunter. Die beiden alten Zaunkönige hatten kaum Zeit, an sich selber zu denken, so hungrig war ihr Ziehkind. Als es zwei Wochen alt war, reckte und streckte es sich, bis das schöne runde Nest barst, und nun saß der junge Kuckuck dick und breit darin, schrie unaufhörlich nach Futter, so daß nicht nur seine Pflegeltern, sondern auch die anderen Zaunkönige, die doch selber Junge hatte, ihn fütterten; sogar die Weidenzeisige und Grasmücken halfen mit. Als er dann ausflog, ließ er das Betteln noch nicht, und eine Woche lang zogen seine Stiefeltern hinter ihm her und fütterten ihn, und alle anderen Vögel ähnlicher Art, die in der Nähe waren, standen ihnen bei, bis endlich der Fresser sich selbst ernähren konnte und für immer fortflieg.

Dann erst kehrte das abgehezte Zaunkönigspaar auf den Windbruch zurück. Da war jetzt ein lustiges Leben. An die siebzig Zaunkönige, alte und junge, wimmelten dort in den Brombeeren umher, und es war ein Gehüpf und Geschlüpf, daß der Jäger, der den allabendlich auf die Blöße tretenden Bock schießen wollte, den Anstand aufgab; denn sowie er sich rührte, ging es „Zerr“ und „Zerr“ und „Zerr“. Dann blieb der Bock so lange in der Dichtung, bis das Büch-

senlicht vorbei war. Der Jäger fand es ein bißchen undankbar von den Zaunkönigen, daß sie ihn störten; denn als er das Nest in der Emaillekanne fand, hatte er die Ranne hängen lassen, und die Zaunkönige hatten sich schnell an ihn gewöhnt, flogen aus und ein, wenn er auf der Pritsche lag, und schimpften nur, wenn er seine Pfeife ansteckte.

Schließlich aber kam ein Tag, an dem der Jäger sah, daß die Zaunkönige auch dankbar sein können. Er hatte sich einen Hochsitz gebaut; denn wenn er über der Rodung saß, kümmerten sich die Zaunkönige nicht um ihn. Eines Mittags saß er auch da, obgleich es regnete. Als der Regen aber immer dichter fiel, wollte der Jäger gerade von der Leiter herunterklettern. Da fing auf der Blöße ein Zaunkönig an zu schimpfen; der Jäger sah nach der Richtung hin und bemerkte, daß der große Bock aus dem Gebüsch trat, und fünf Minuten später hatte er ihn vor sich liegen und bewunderte das prächtige Gehörn.

Seitdem freut er sich, wenn er über den Windbruch geht und einen Zaunkönig schimpfen hört, wie alle Leute, die ein Herz im Leibe haben, sich freuen, wenn sie einen der winzigen Kerle in einer Hecke zu Gesicht bekommen.

Inhalt

1. Das Geheimnis des Haselbusches	5
2. Das blaue Wunder	10
3. Die Großmutter	17
4. Der braune Tod	24
5. Der Rantor	33
6. Der Alte vom Berge	41
7. Die drei Bauchredner	53
8. Am alten Mutterbau	59
9. Wittbart	67
10. Der Bornbusch	76
11. Die Reiher	84
X 12. Die Otter	92
13. Der Morgenspaziergang	98
14. Ein Schlauberger	102
15. Die Käuzchen	111
16. Mäuschen	116
17. Am Murmeltierbau	123
18. Die Großstadtswalbe	128
19. Der Mörder	136
20. Der Zauntönig	149